

21.3.35

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Blattführer Hans
Lilje:
bekanntes
Pommern

Ernst Arnold:
Welt im Hochschul-
bis Greifswald

Präsidenten einer neuen
Zeit

Ilse Fricke:
Der Feuerwärter

Heinrich Holtze:
Pommersche Maler
Karl Walter
Lückmann

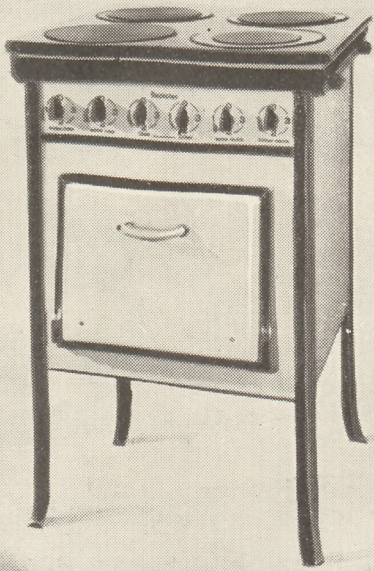
Walter Buschan:
Vorderdeutsche
Nacht

Der dem pommerschen
Vaterleben
Krieg in den Osten
weiterführung
12 Seiten
v. a. m.

TETTIN
MÄRZ 1935

Schauungsunterricht
der Grenze





Die Reinigung ist wichtig:
Fif Rein multitrip,
dann sparen ist
Zeit, Arbeit und Geld!

Das Bollwerk

Die NS-Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

6. Jahrgang

Stettin, März 1935

Heft 2

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, III., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 4560

GEBIETSFÜHRER HANS SCHMITZ:

Unbekanntes Pommern

In unserm lieben Vaterlande hat sich ein törichtes Vorurteil breit gemacht, welches Pommern für rückständig erklärt. Die öffentliche Meinung hat den Stab über ein Land gebrochen, sie scheint so unwandelbar wie jener Spottvers der Kinder vom Pommerland, das abgebrannt sei.

Dennoch wird es höchste Zeit, daß hier Wandel geschaffen wird, um Pommern den Platz anzuweisen, den es seiner großen Geschichte, seinen großen Soldaten, Künstlern und Gelehrten nach einnehmen darf.

Alle Gründe, die gegen Pommern angefahren werden, sinken in nichts zusammen, wenn sie einzeln untersucht werden. Denn bei Licht besehen, treffen alle diese Einzelgründe auch auf andere Landstriche zu, welche deren Ruf aber anscheinend nicht gefährden.

Dagegen gibt es viele Gründe, die Pommern geschichtlich sehr beachtenswert machen. Es gibt keinen deutschen Jungen, der nicht die heldenhafte Verteidigung Kolbergs kennt, der nichts von Wallenstein und Stralsund wüßte. Es sei auch auf das Testament Friedrichs des Einzigen verwiesen, der Pommerns dankbar Erwähnung tat. Und ist nicht Bismarck, der Schöpfer der deutschen Reichseinheit, Pommer? War es nicht die pommersche Stadt Pasewalk, in der Adolf Hitler im Lazarett den Entschluß faßte, die Novembereschmach zu tilgen und das System bis zur Vernichtung zu schlagen?

Aber nein! Das mitleidige Achselzucken bleibt, wenn von Pommern die Rede ist. Nun haben wir aber als Nationalsozialisten nie vor Schwierigkeiten kapituliert und werden es auch hier nicht. Es ist unser heißes Bemühen, die Menschen im Reich zu einem Achtungsverhältnis zu Pommern zu bringen, — sie sollen es anerkennen.

Es ist ein Land des deutschen Ostens, durch einen künstlich errichteten Korridor von Ostpreußen getrennt. Hier ist ein Grenzland entstanden, von dem man draußen wenig weiß. Das aber ist bitter notwendig, da sich deutsches Schicksal auf dem Boden des Deutschritterordens entscheiden wird und nirgendwo anders.

Es ist ein Land der Zukunft mit vielen Möglichkeiten, die anderswo längst erschöpft sind. Gerade nationalsozialistisch gesehen, ist Pommern glücklich daran, weil es ein armes Land ist, in dem Dürftigkeit die Regel des Alltags ist. Denn Armut und Not sind stets die besten Erzieher eines Volkes, weil sie hart und zäh machen und Treue herrschen lassen. Diesen Charakter hat das pommersche Volk stets gewahrt.

Wir wollen gar nicht durch Deutschland fahren, um über das unbekanntes Land an der Ostsee aufzuklären, sondern haben die Absicht, lediglich durch Leistung die Blicke auf uns zu lenken. Zu dieser Leistung verpflichtet uns die Geschichte Pommerns. So soll zu dem historischen Interesse die Macht der Leistung treten.

Unbekanntes Pommern! Sie kennen deine großen Augenblicke, deine ruhmvollen Namen, deine Badeorte, aber nicht jenes neue Lebensgefühl, das hier erwacht, welches die Werte und die Einsamkeit vermittelt, das stets neue Menschen in seinen Bann ziehen wird.

Das Land der Hügel und Ebenen hat eine Aufgabe wie kaum ein anderes. Auch hier geht es nur um Deutschland, von dem Pommern ein Teil ist, ein wertvoller Teil. Es geschieht daher um des Reiches willen, was hier gearbeitet wird. Das ist Weg und Ziel zugleich: in Pommern für Deutschland. Heil dem Führer!

Jugendhof Brunn / Sinnbild des Willens

Gewachsene und gestaltete Landschaft

Wende dich um und sieh den Hügel hinunter! Die holprige Straße windet sich maßvoll den Hang hinab und trifft nach einer scharfen Rechtswendung den Kirchturm der Gemeinde Kreckow. Von dort aus läuft sie zu den weißen Blöcken, die dir die Sicht begrenzen — es sind die Häuser von Braunsfelde, dem Vorort Stettins. — Wir stehen hier auf dem „Hasenbrümmen“, wie die alten Leute sagten. Der Hügel ist der höchste in der Umgebung, und von hier aus übersieht du auch das Dorf Brunn mit seinem schmucken Gasthaus und dem Schloß der Kamins. Und nun komm durch den Wald. Vor wenigen Tagen lag noch der Schnee auf den Riefernzweigen, und jetzt ist die Luft so mild, und sie duftet, als hätte es schon zu blühen begonnen.

Warte, ein paar Schritte. Noch eine Wendung durch den Riefernbusch, jetzt, — da steht das Haus, das sie den Jugendhof nennen. Recht alt sei er schon, meinst du? Geirrt, mein Lieber. Das macht die Bauart. Das Strohdach entspricht alter pommerischer und niederländischer Sitte ebenso wie die Holzverkleidung. Die T-Form allerdings ist dem niederrheinischen Bauernhaus entlehnt, und die Bauweise ist ein schönes Bekenntnis der Jugend zum Siedlertum; denn so bauten auch die, welche vor tausend Jahren das Land besiedelten: Sla-



Der Jugendhof Brunn

Fot. Ludwig

men, Niederrheiner, Westfalen, Niedersachsen und Thüringer. Das kleinere Gebäude zur Rechten ist eben fertiggestellt: das Wirtschaftsgebäude, in dem eine Werkstatt und einige Ställe ihr Unterkommen haben. Und zur Rechten? — Das ist ein Backofen, wie ihn noch die alten Bauernhäuser haben: halb in der Erde. Da wird das Brot für die Belegschaft gebacken. Und den Teich zur Linken hat man einfach aus dem Boden gehoben. Die Bäume am Ufer werden ihm, wenn sie

erst groß sind, ein schattiges Ufer schenken. — Wie das möglich sei, einen Teich so einfach auszuheben? Nun, der Boden ist auf dem rund 65 Morgen großen Gelände äußerst verschieden geartet. Da wechselt Sand mit Sumpf, da wechselt die saure Wiese den fruchtbaren Acker ab. Und die Gräben, die sich den Hang hinabziehen, verteilen den Wassergehalt. Früher gab es da drüben noch Ginster und Buschwerk. Das ist nun zur Kultivierung gerodet worden. Nur kleine Baumgruppen wurden erhalten. Und ein Stück des Landes wird liegen bleiben, wie es war, um zu zeugen, was geschaffen wurde. Wozu das alles?, fragst du. Hör zu!

Idee und Aufgabe

Ein Mangel und ein Überschuss waren Erzeuger des Gedankens. Ein Mangel: Die ländlichen Jugendherbergen erfreuten sich im Sommer, vorwiegend in den Ferien, eines guten Besuches. In den Wintermonaten dagegen trat ein Mangel an Übernachtungen ein, so daß die Herberge weder dienlich, noch finanziell gewinnreich war. Außerdem entstand damit ein **Überschuss** an Zeit für den jeweiligen Herbergsvater.

Aus diesem Fragenkreis mußte eine Lösung gefunden werden. Hören wir, was der Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, in seinem Werk „Die Hitler-Jugend, Idee und Gestalt“ dazu sagt: „Die bestehenden Jugendherbergen reichen bei weitem nicht aus. Besonders schmerzliche Lücken haben sich im deutschen Osten ergeben. Während in den dichter besiedelten Gebieten des Westens die Jugendherbergen — nicht nur die großen, sondern auch die kleinen — fast das ganze Jahr über gut besucht sind, ist dies im deutschen Osten nicht der Fall. ... Aus diesem Grunde werden wir daran gehen, sogenannte Siedlerjugendherbergen zu bauen und zwar sind zunächst fünf solcher Jugendherbergen für Pommern geplant. Die Jugendherberge wird nach diesem Plane mit einer Landsiedlung verbunden. Als Herbergsväter sollen möglichst junge Menschen gewählt werden, die als Siedler beruflich ausgebildet sind. Der Jugendherbergsverband will dann für die Jugendherberge genügend Grund und Boden erwerben, um dem Herbergsvater durch die Bebauung des Landes eine günstige Nebeneinnahme zu verschaffen, so daß er nicht allein auf die Jugendherberge angewiesen ist.“

Darüber hinaus ergeben sich für die Jugendhöfe (Siedlerjugendherbergen) noch weitere Aufgaben. Einmal ist durch die Bäuerlichkeit des ganzen Herbergsbetriebes der wandernden Jugend die Möglichkeit geboten, in ländliche Verhältnisse einen Einblick zu gewinnen, Freude an ihnen zu bekommen, so etwas von dem ländlichen Geist mit in die großen Städte zu nehmen und damit nicht zuletzt für alle Zeiten jegliche Entfremdung zwischen Stadt- und Landbevölkerung auszuscheiden durch eigenes Bekenntnis zur bäuerlichen Weltanschauung. Zum anderen aber wird denen, die zwar Zeit, aber kein Geld haben, durch einige Tage der Arbeit auf dem Jugendhof die Möglichkeit bargeldloser Übernachtung geboten. Zum dritten aber wird der Jugendhof in der ländlichen Umgebung berufen sein, Mittelpunkt und Verkünder eines jugendlich-national-



Blick durch den überdachten Gang

Fot. Reinders

sozialistischen Kulturwillens darzustellen. Das Herdfeuer der großen Tagesräume wird heilige Gemeinschaft hüten.

Geschichtliches und Besonderheiten

Zu Beginn des Jahres 1934 bestand vom Jugendhof Brunn, dem ersten der Jugendhöfe und dem Vaterhof, nur die Idee. Sie stammt vom Gebietsführer Pommern der Hitler-Jugend, Hans Schmitz. Im Frühjahr wurde der Grundstein gelegt. Dann wuchs der Bau nach Überwindung der Finanzierungsschwierigkeiten, bis er im Frühherbst bezugsfertig war. Zum Schulungsleiter wurde einer der ältesten Pioniere des Deutschen Arbeitsdienstes, Diplomlandwirt Jung, berufen. Er baute seither in unermüdlicher Arbeit Stück um Stück des Planes aus und setzte ein gutes Stück der Planung in die Tat um.

bestellung des gepachteten Landes, und bald werden Vieh und Geräte das bäuerliche Gemeinwesen vervollständigen.

Das Sinnbild

„Von nichts kommt nichts.“ Das gilt nur im materiellen Sinn. Die Jugend hat bewiesen, daß aus einer Idee, wenn sie stark ist, etwas zu werden vermag. Das will nicht besagen, daß materielle Zuschüsse — wie z. B. die Anerkennung der Kultivierungsarbeiten als Notstandsarbeiten im Rahmen der Erzeugungsschlacht durch den Präsidenten des Landesarbeitsamtes — nicht notwendig gewesen wären. Im Gegenteil! Wo die Jugend eine aufbauende Idee hat, da ist das besitzende, einsichtige Alter klug genug, der zukünftigen Generation den Weg zu ebnen. Und die Jugend weiß Dank dafür. Dies sagt das Sinnbild des Jugendhofes Brunn: Wo ein Wille ist, da ist ein Weg. Und: Wo ein Weg zur Stärke der Nation ist, da ist der Wille hart.

HANS SCHWARZ:

Die Junferin

Keiner hat wie du des Hauses Feuer
Rein gehalten und vor Zug geschützt,
Andre waren leichter, du warst treuer,
Und sie haben deine Kraft genützt.

Deine Söhne fielen in den Kriegen,
Deine Töchter schirmten Hof und Haus,
Ihre Nacken schienen nicht zu biegen,
Und sie sahen wie die Ahnen aus.

Grüßte dich der Rätner im Gelände,
Wurde deine Stimme knapp und tief,
Und doch hattest du so weiche Hände,
Wenn im Dorf dich wer zu Hilfe rief.

Mit den Kindern übtest du das Lesen,
Die Geschickten wurden gern belohnt,
Und am liebsten wäre dir gewesen,
Hätten sie im Herrenhaus gewohnt.

Und du konntest deine Lippen schürzen,
Wenn der Adel seine Pflicht vergaß
Und anstatt in Dienste sich zu stürzen,
Wie ein Freiherr lang bei Tafel saß.

Sonntags, war der Pfarrer nicht zu lüde,
Piehst als einem Mann du ihm das Ohr,
Aber alltags sprachst du dem Gesinde
Aus der Bibel selbst die Texte vor.

Immer warst du gläubig, nie verdrossen,
Und erschien ein Mensch dir solches wert,
War er längst in dein Gebet geschlossen,
Eh er deiner Güte noch begehrt.

Ostarbeit in Pommern

Die Grenzziehung im Osten, durch die Pommern — früher eine von reind deutschem Gebiet umschlossene Provinz — Grenzland wurde, zwingt uns zur Ostarbeit. Fast zweihundert Kilometer unserer Provinz grenzen heute an Polen. An sich bedeutet eine Grenze nichts besonderes. Die deutsche Westmark und auch andere deutsche Provinzen stoßen an fremde Landesteile, ohne dadurch in eine besonders schwierige wirtschaftliche und kulturelle Lage zu kommen. Im Osten des Reiches brachte die neue Grenze jedoch eine Fülle neuer Aufgaben, die auch unserer Provinz zufallen und deren Bedeutung weit über das provinzielle Interesse hinausgeht.

Wir gehen heute an die Lösung außenpolitischer Probleme mit anderen Mitteln und mit einer anderen inneren Einstellung heran, als es in der Zeit vor dem Kriege und auch in den letzten fünfzehn Jahren des Zwischenreiches der Fall war. Damals glaubten viele, ihren Patriotismus durch nichts besser beweisen zu können, als durch eine einseitige politische Propaganda, die nie von dem Lebensrecht der anderen, sondern nur von den eigenen Zielen und Forderungen sprach. Natürlich waren die eigenen Forderungen gut und gerecht, die der anderen falsch und unbegründet. Mit dieser Art Geschichtsauffassung sind wir zuweilen gefüttert worden, und die Folge davon war eine Unterschätzung der nationalen Kräfte — besonders unserer östlichen Nachbarn —, deren Wirkung wir erst heute übersehen können. Für solche politischen Methoden, die zwar sehr bequem, aber auch sehr unfruchtbar sind, ist heute kein Platz mehr. Sie sind nur geeignet, die politische Atmosphäre zu vergiften und den Fortschritt zu hemmen. Der am 26. Januar 1934 mit Polen abgeschlossene Freundschaftsvertrag hat den beiderseitigen Willen zur Beseitigung jeder störenden Propaganda besiegelt und seit seinem Bestehen ist eine erfreuliche Beruhigung der Gemüter eingetreten. Durch den Freundschaftspakt sind unsere politischen Aufgaben im Osten keineswegs zusammengeschrumpft. Sie sind nur in vernünftige Bahnen gelenkt worden und haben als oberstes Gesetz die Erhaltung des Friedens.

Im Osten harren wirtschaftliche, kulturelle und bevölkerungspolitische Aufgaben der tatkräftigen Inangriffnahme. Der deutsche Ostraum ist im Vergleich zum übrigen Reich sehr dünn besiedelt, bedeutend dünner als die angrenzenden polnischen Gebietsteile. Wie aus der Bevölkerungsstatistik hervorgeht, wohnen im Durchschnitt des Reiches auf einem Quadratkilometer ca. 140 Menschen. Für Pommern beträgt der Durchschnitt nur noch 63,6, um im unmittelbaren Grenzgebiet der Provinz auf 40,05 herabzusinken. Jenseits der Grenze beträgt die Bevölkerungsdichte in Pommerellen (ehemalige Provinz Westpreußen) 66, in Posen 80 und im Durchschnitt von Gesamtpolen 83. Mit jedem Schritt zur Ostgrenze nimmt die Bevölkerungsdichte also rapide ab, und trotzdem sie im Reichsdurchschnitt höher ist als die polnische, sind die polnischen Grenzgebiete um mehr als 50 Prozent dichter besiedelt als unsere Grenzkreise. Bevölkerungspolitisch ist die Provinz Pommern trotzdem ein Überschufgebiet. Während

der Geburtenüberschuf auf 1000 Einwohner im Durchschnitt für das Reich im Jahre 1933 3,5 ausmachte, betrug er für die Provinz Pommern 5,7. Bedeutend höher ist die Zahl jedoch für Gesamtpolen (12,3) und auch für die polnischen Grenzgebiete, wo der Geburtenüberschuf im Durchschnitt der Jahre 1929 bis 1933 13,5 erreichte.

Durch die Grenzziehung wurde zunächst unmittelbar der Verkehr betroffen. Die frühere Provinzgrenze Pommern—Westpreußen wurde Landesgrenze und unterband den Verkehr zwischen diesen Landesteilen zunächst vollkommen. Das organische Eisenbahnnetz mit seinen vielen Nebenbahnen wurde zerrissen. Vier Bahnlinien wurden an der Grenze unterbrochen und damit der Verkehr mit dem früheren Westpreußen nahezu vollkommen unterbunden. Darüber hinaus wurden elf Kunststraßen und 84 sonstige Landstraßen für den Grenzverkehr gesperrt. Sie enden noch heute als Sackgassen an der Grenze. Der Zugverkehr nach Danzig und Ostpreußen wurde stark eingeschränkt und besonderen Bestimmungen unterworfen. Die Anzahl der Zugpaare, ihre Länge und Belastung sind genau vorgeschrieben. Die an die polnischen Bahnen zu zahlenden Frachten für den Durchgangsverkehr liegen um ein Vielfaches über den deutschen Frachtsätzen, so daß die Deutsche Reichsbahn an jedem durch den Korridor beförderten Frachtgut nicht nur keinen Verdienst, sondern darüber hinaus noch einen Zuschuf zu leisten hat.

Auch die deutsche Schifffahrt wurde durch die Grenzziehung vor eine vollkommen neue Lage gestellt. Der Verkehr über Danzig war sehr erschwert, die ober-schlesische Industrie exportierte nicht mehr auf dem Wasserwege über die Oder nach Stettin und von dort nach den Ost- oder Nordseehäfen, sondern nahm ihren Weg über die durch Sondertarife begünstigten polnischen Bahnen nach Gdingen, das in ganz kurzer Zeit von einem Fischerdorf zu einem modernen Hafen wurde.

Unsere Aufgabe muß es sein, den Grenzverkehr wieder zu beleben und durch Bahn- und Straßenbauten den Güteraustausch im deutschen Grenzgebiet selbst zu erleichtern. Wer die Verhältnisse in den pommerischen Grenzgebieten kennt, weiß, daß die Straßen dort nicht nur wirtschaftliche Bedeutung haben. Sie rücken die Grenzörfer näher an die Kleinstädte heran und fördern den kulturellen Fortschritt. Günstige Wegeverhältnisse ermöglichen ferner die Gründung kleinerer Verarbeitungsbetriebe für die anfallenden heimischen Rohprodukte.

Die Verkehrszerreißung hatte auf das Wirtschaftsleben von Ostpommern verderbliche Folgen. Ostpommern bildete früher mit Westpreußen und Danzig ein einheitliches großes Wirtschaftsgebiet. Die Provinzgrenze hatte auf die Wirtschaft keinerlei Einfluß. Der westpreußische Bauer kam nach Lauenburg oder Bütow zum Markt, die Hauptabsatzgebiete der ostpommerischen Gutsbesitzer lagen in der Danziger Gegend, und so hatte sich zwischen Stadt und Land ein reger Wirtschaftsverkehr entwickelt, der mit einem Schlage unterbrochen wurde. Die städtischen Gewerbetreibenden verloren den

Käufer vom Lande, die Landwirte mußten sich neue Märkte suchen. Die Bezugs- und Absatzgebiete waren auseinandergerissen und die geschäftlichen Verbindungen abgebrochen. Der westpreussische Wirtschaftsraum war damit für die ostpommerschen Gebiete verloren, die sich nach neuen Absatzmärkten umsehen mußten. Die ostpommersche Wirtschaft versucht seitdem, sich nach Westen zu orientieren, was jedoch bis heute noch nicht gelungen ist. Auch jenseits der Grenze haben sich bis jetzt noch keine gesunden Wirtschaftsbeziehungen der früheren deutschen Landesteile mit anderen polnischen Gebietsteilen herausgebildet. Zu den schweren Lebensbedingungen, unter denen die ostpommersche Landwirtschaft zu leiden hat (schlechter Boden, Klima) kamen neue Belastungen durch die Frachtferte zu den neu erschlossenen Absatzmärkten, die sämtlich ungleich weiter lagen als Danzig und die anderen westpreussischen Absatzmärkte. Diese Belastungen machten die Landwirtschaft nicht mehr konkurrenzfähig, was zur Verarmung und Verschuldung dieser Gebiete führte und außerdem die Landflucht aus den an sich schon dünn bevölkerten Teilen der Provinz begünstigte. Vorbedingung für die Erschließung neuer Absatzgebiete ist eine Frachtermäßigung für die Hauptwirtschaftsgüter. Durch Siedlung und die Schaffung von Landarbeiter-Eigenheimen müssen die Grenzkreise mit bodenständiger Bevölkerung aufgefüllt werden. Meliorationen müssen die Rentabilität der Landwirtschaft steigern und die Landbevölkerung wirtschaftlich stärken. Nur gesunde wirtschaftliche Verhältnisse sind geeignet, die Grenzbevölkerung bodenständig zu machen. Denn es ist selbstverständlich, daß ein wirt-

schaftlich starker Landwirt mehr an der Scholle hängt als ein unter schlechten Verhältnissen lebender Landarbeiter.

Mit dem Niedergang der Landwirtschaft hielt der Rückgang von Handel, Industrie und Gewerbe gleichen Schritt. Auch diese Wirtschaftszweige verloren ihre Bezugs- und Absatzgebiete. Die zur Verarbeitung gelangenden Rohstoffe sind in den meisten Fällen stark frachtbelastet, die landwirtschaftliche Bevölkerung der Umgebung ist nicht kaufkräftig, und ein großer Teil der Kunden im früheren Westpreußen ist verlorengegangen. Hinzu kommt die Kreditnot in Ostpommern, das von Banken und privaten Geldgebern als Risikogebiet betrachtet und gemieden wird. Durch öffentliche Aufträge, Steuererleichterungen und Frachterstattungen kann die Not auf die Dauer nicht beseitigt werden. Das Endziel der Wirtschaftspolitik in den Grenzkreisen muß sein, die eigene Lebensfähigkeit und die Wettbewerbsfähigkeit mit anderen Gebietsteilen herzustellen.

Wenn in letzter Zeit häufig von einer Industrialisierung des Ostens gesprochen wurde, so darf dabei nicht an die Gründung großer Industriewerke gedacht werden. Im Osten kommt es darauf an, kleinere Verarbeitungsbetriebe für landwirtschaftliche Produkte und in den Küstengebieten Fischverarbeitungsbetriebe zu gründen. Der freie Wirtschaftsführer im Grenzgebiet darf nicht in einer dauernden Subventionspsychose leben, sondern muß wagen und sich als Kolonisateur fühlen, der langsam und stetig mitzuschaffen hat am Aufbau einer gesunden Wirtschaft, die das Fundament jeglicher Volkstums- und Kulturarbeit im Osten bildet.



Das Oderthal bei Fiddichow

Orig.-Litogr. von Rudolf Krampe

Prinz von Preußen

Das neue preußische Drama von Hans Schwarz wurde im Bochumer Stadttheater mit großem Erfolg uraufgeführt und ist die nächste Premiere des Staatstheaters Berlin.

Mit Genehmigung des Wilh.-Gottl.-Korn-Verlages, Breslau, veröffentlichen wir nachfolgend einen Abschnitt aus dem zweiten Bild.

Der Prinz: Kommen Sie näher, Pfarrer! Sie haben sich während Ihrer Predigt nicht verteidigen können. Ich gebe Ihnen jetzt die Gelegenheit dazu. Was ist eigentlich in Sie gefahren, die Potsdamer Garnisonkirche zu einer solchen Friedenskundgebung zu mißbrauchen, wo die Welt heute von Rüstungen widerhallt?

Pfarrer: Königliche Hoheit, ehe ich diese Frage beantworte, erlauben Sie mir eine Gegenfrage! Wer hat Sie ermächtigt, einem Diener Gottes so vor allem Volk mit Mißachtung zu begegnen? Man sollte Sie nicht für einen Prinzen von Preußen, sondern für einen Aufklärer aus Paris halten. Es ist das erstemal in der preußischen Geschichte, daß ein General und Prinz ein solches Beispiel gegeben hat!

Der Prinz: Sie haben wenigstens Mut. Aber Sie sind der Angeklagte und dienen sich nicht, wenn Sie angreifen. Sie meinen, so sei an einem Diener Gottes zum erstenmal gehandelt worden? — Ich kann das nicht widerlegen, weil mir die Kenntnisse dazu fehlen. Aber Sie vergessen, daß wir in der preußischen Geschichte gerade dabei sind, eine neue Seite aufzuschlagen. Wir haben einen Anfang zu setzen, wo ein Ende war, und müßten wir das mit unserem Leben bezahlen. Wie können Sie uns da in den Rücken fallen und den Frieden beschwören, wo nur der unbedingte Wille zum Kampf noch Lebensrecht hat?

Pfarrer: Königliche Hoheit, ich stehe jenseits von Angriff und Verteidigung. Ich habe nur den Auftrag, das Evangelium zu verkündigen. Dafür lasse ich mich in Stücke reißen. Das Evangelium ist weder für den Anfang noch für das Ende irgend einer Geschichte geschrieben. Es überdauert jede Geschichte und ist eine Stimme aus der Ewigkeit, die aus Wort Fleisch werden will.

Der Prinz: Und Sie glauben, das ginge so vor sich wie ein Sonntagspaziergang vor dem Brandenburger Tor brächte keine Krämpfe und Kämpfe mit sich und risse auch keine Dämme ein, die wir mit Paragraphen und Verträgen zu unserer eigenen Sicherheit gebaut haben?

Pfarrer: Ich habe über die sechste Seligpreisung gepredigt, in der die Friedfertigen mit Recht gepriesen werden. Denn sie trocknen die Tränen der Witwen und Waisen, die ihnen von den Mächtigen und Gewalttätigen dieser Welt erpreßt werden. Nicht ich, Königliche Hoheit, sondern Sie befinden sich im Widerspruch zu dieser Verkündigung, wenn Sie meine Predigt laut unterbrechen und die Ge-

meinde zum Aufruhr gegen die Obrigkeit ermuntern. Die Obrigkeit ist keinen Pappenstiel mehr wert, wenn sich die Großen mit einem solchen Betragen um den Beistand des allmächtigen Gottes bringen!

Der Prinz: Sie gehen also dazu über, mir eine Bußpredigt unter vier Augen zu halten?

Pfarrer: Spotten Sie nicht, Königliche Hoheit! Gott läßt sich nicht spotten! Es geht nicht darum, was Sie von mir denken, sondern darum, was Gott von Ihnen meint. — Gott mag Großes mit Ihnen vorhaben. Denn wir spüren alle, daß er Sie sehr lieb haben muß. Müssen Sie sich deswegen überheben? Und Sie haben sich überhoben! Sie haben sich in Gottes Haus angemacht, zu richten — nicht über meine Unvollkommenheiten — sondern über seine Botschaft!

Der Prinz: Wer hat Sie bloß an die Garnisonkirche und ausgerechnet nach Potsdam berufen?

Pfarrer: Seine Majestät der König!

Der Prinz: Er hätte Sie besser zu seinem Beichtvater gemacht. Wenn Sie dem König so die Wahrheit sagen würden wie mir, dann wäre er in den besten Händen. — Aber Sie haben mich nur davon überzeugt, daß ich überheblich war. Dagegen bin ich sicher, daß es im Evangelium andere Stellen gibt, die besser zur heutigen Predigt gepaßt hätten. Sie aber haben gesprochen, als wollten Sie sich über unsere Wirklichkeit hinwegsetzen. Das ist Ihre Überhebung! Unsere Kameraden bewegen in ihrem Herzen die Kriegsgefahr und das Verlangen nach Sauberkeit unserer Fahne. Ist Ihnen das unbekannt? Oder scheint Ihnen die sechste Seligpreisung besonders geeignet, Soldaten mit dem Mut zu erfüllen, dessen sie zu ihrem schweren Beruf bedürfen?

Pfarrer: Die Kriegsgefahr ist mir bekannt. Aber ich bin der Meinung, es sei nicht Sache der Kanzeln, sondern der Appelle auf dem Paradeplatz, das Feuer des Krieges zu schüren. Für den Pfarrer dagegen sei es nobler, eine so billige Gelegenheit, von der Kanzel zum Kriege zu rufen, an sich vorübergehen zu lassen.

Der Prinz: Der Geistliche soll dem Leben dienen, ohne seinem Auftrag untreu zu werden. Wenn er nicht mithilft, daß wir eine Wiedergeburt unseres Volkes erleben, so stehen wir alle auf verlorenem Posten! Haben Sie mir die volle Wahrheit gesagt? Hat Ihnen niemand einen Wink gegeben, diesen merkwürdigen Text zu wählen? Sie werden rot? Sind Sie zum Schweigen verpflichtet worden? Sie sollen nicht meinetwegen Ihren König verraten.

Pfarrer: Königliche Hoheit, bringen Sie mich nicht in Not! Was man mir auch gesagt haben mag — ich würde niemals gegen meine Ueberzeugung sprechen.

(Das Gebet der Soldaten wird hörbar.)

Der Prinz: Hören Sie, Pfarrer? Die Soldaten — sie beten unter den Fenstern des Königs —

wir haben es nötig — besonders, daß uns unsere Schuld vergeben werde und daß wir unseren Schuldigern vergeben.

*

(Der Rükster tritt ein.)

Der Prinz: Sehen Sie, Hinzelmann, beinahe hätten wir den Schlüssel vergessen.

Rükster: Ich hätte Königliche Hoheit schon daran erinnert. — Ist es mal wieder so nötig?

Der Prinz: Ja, Hinzelmann. — Sie haben doch noch unter dem großen König gedient?

Rükster: Verstehst dich, mit Auszeichnung! (Er zeigt auf seine Orden:) Zorndorf, Torgau — bei den Zietenhusaren.

Der Prinz: Damals waren wir die Mitte der Welt.

Rükster: Das kommt auch wieder anders, genau wie mit der Revolution drüben in Frankreich. Ich habe gehört, daß sie sich alle den Zopf abgeschnitten haben. Und wenn denen nun nichts weiter einfällt, dann wird der Zopf schon wieder auftauchen. Zopf oder nicht Zopf — das macht doch auch den Kohl nicht fett.

Der Prinz: Da haben Sie recht, Hinzelmann. Sind Sie mit Ihrem Pfarrer zufrieden?

Rükster: Der hat Haare auf den Zähnen. Aber wir haben ihn alle gern.

Pfarrer: Hinzelmann, machen Sie aus Ihrem Herzen keine Mördergrube! Sonst denkt der Prinz, wir wollten ihm schmeicheln.

Der Prinz: Nein, Pfarrer, wie Ihre Schmeicheleien aussehen, davon haben Sie mir soeben einen schwachen Begriff gegeben. Ich danke Ihnen, Hinzelmann, alter Krieger — Sie können gehen. —

(Der Rükster geht ab.)

*

Pfarrer: Darf ich mich gleichfalls entfernen, Königliche Hoheit? Ich fürchte zu stören.

Der Prinz: Fürchten Sie? Warum? Wir sind noch nicht fertig. Ich gehe einem schweren Augenblick meines Lebens entgegen. Also muß ich Sie in die Enge treiben, wenn ich nicht selber in die Enge getrieben werden soll. — Was würde wohl der Alte unter der Kanzel zu Ihrer Predigt gesagt haben?

Pfarrer: Der Hochselige König würde sie vermutlich gar nicht angehört haben.

Der Prinz: Hätte er so unrecht? Würde er nicht sagen: Predige Er ohne Ansehen der Person und nicht wie ein kleiner Beamter, der um seinen Sold bange ist! Predige Er so, wie es das Wohl Preußens verlangt! Solche Pfarrer brauchen wir heute.

Pfarrer: Königliche Hoheit irren. Ich diene ohne Ansehen der Person und diene Preußen. Nur scheint mir noch auszuklären, was Preußen sei.

Der Prinz: Wissen Sie, daß ich vom großen König persönlich getauft worden bin?

Pfarrer: Königliche Hoheit, christlich getauft ist recht und billig — preußisch getauft ist ein Mißbrauch des Sakraments. Eine preußische Taufe ist im Evangelium nicht vorgesehen. Mit der preußischen Taufe fängt der Hochmut und die Verderbnis der Sitten an.

Der Prinz: Ich halte aber die preußische Taufe aufrecht. Als ich getauft werden sollte, machte der

Pfarrer meinem Paten, dem großen König, die Kede zu lang. Er verlor die Geduld und ging mit mir fort, und so wurde die Zeremonie an mir nicht vollzogen. Als später mein jüngster Bruder getauft wurde, sprach der Geistliche nunmehr aus Angst vor dem König zu kurz. Da lachte der König, goß mir den Rest des Taufwassers über den Kopf und meinte, er müsse eigenhändig an mir nachholen, was durch seine Schuld an mir versäumt worden wäre.

Pfarrer: Sie scherzen, Königliche Hoheit, oder Sie lästern!

Der Prinz: Ich spreche im Ernst.

Pfarrer: Die Leute glauben schon kaum an das Sakrament in den Händen des Priesters, und Sie wollen, wir sollen an das Sakrament aus den Händen des Königs glauben?

Der Prinz: Ich glaube an das Element Wasser. Und wenn dieses Element Wasser aus den Händen eines kommt, der das Element König ist — muß ich mehr sagen: Ich bin der einzige Mensch, der preußisch getauft ist, und bin von dem Einzigem getauft, der ein wirklicher preußischer König war.

Pfarrer: Königliche Hoheit, wo bleibt da der Heiland? Wo bleibt das Kreuz? Wo bleibt selbst noch der König?

Der Prinz: Sie mißverstehen mich. Ich bin preußisch getauft, aber deswegen bin ich noch nicht der König. — Ich bin nur der Stellvertreter des regierenden Königs — oder vielleicht sein Gewissen.

Pfarrer: Darf ich fragen, wer dann der regierende König ist?

Der Prinz: Darüber kann zwischen uns kein Zweifel sein.

Pfarrer: Das genügt mir! — Königliche Hoheit! Daß Sie sich auf den großen König berufen, wird Sie nicht retten. Er war ein großer Herr vor Gott. Doch er konnte Sie so wenig taufen, wie er in eine Kirche unter die Kanzel gehört.

Der Prinz: Lassen Sie, Pfarrer, der Alte liegt gut. Er ist der lebendige Protest, wie er dort liegt. Und solange er dort liegen wird, muß Preußen ein Stück Rebellion sein. Rebellion von Natur! Das ist der Sohn, der größer als der Vater ist! Der Vater hat ihm seine Jugend genommen — er hat mit diesem Opfer den Sieg von Preußen erkaufte. Das Schicksal hat ihm das Grab genommen und ihn hierher gelegt, wo er nicht zur Ruhe kommen kann. Aber dafür finden auch wir nicht die Ruhe, ich nicht, Sie nicht! Preußen verstünde ihn nicht mehr, wollte es zur Ruhe kommen.

Pfarrer: Lassen Sie den Sohn, Königliche Hoheit! Kehren Sie zur schlichten Frömmigkeit des Vaters zurück! Fürchten Sie Gott!

Der Prinz: Ich beuge mich seinem Ratschluß — so wenig fürchte ich ihn!

*

Notiz (kehrt zurück): Ihre Majestät!

Der Prinz: Gehen Sie, Pfarrer! Schaffen Sie Sturm! Preußen kann Sturm gebrauchen!

Pfarrer: Fürchten Sie Gott, Königliche Hoheit! Das Gericht ist nahe! Fürchten Sie Gott! (Geht ab.)

Ein Heldenmal in nordisch-germanischem Geist

Ein steingewordenes Heldenlied: so schaut das Demminer Heldenmal auf die alte Hansestadt an der Peene herab. In die altersgraue Vorzeit scheint das Mal hineinzutauchen, wie die Stadt Demmin selbst. Schwerwuchtend wie Riesenstahlblöcke sind die rissigen, runtsigen Dolmen durch opferwillige Pommernkraft übereinandergestürzt zu einem der schönsten und wichtigsten Ehrenmale der Provinz. Wer das hochgelegene Denkmalsgelände am Rande der Stadt betritt, dem halten himmelstrebende, riesenlange Riefernstangen in wilderzäusstem Kronenschmuck die weihevollte Wacht. In diesen Waldesdom eingebettet, grüßt uns die großzügig geschaffene Germanenanlage, die den künstlerischen Stimmungsvorhof der Demminer Heldenmalstöcke darstellt. Sie ist das Werk des im nordisch-germanischen

Geiste schaffenden Denkmalskünstlers Fritz Richter-Elsner, Berlin.

Auf Waldwegen schreitet man zuunterst einem Dolmensteintor entgegen, das aus grauem Fındeldreigestein errichtet ist und Einlaß gewährt zu den höher gelegenen Denkmalshöfen. Auf der Schwelle des Dolmentores stößt der Fuß klirrend an die Gliederringe einer wuchtigen Eisenkette; sie mahnt, was in granitgemeißelten Lettern in das Tor gehauen ist: Deutscher, denke dran, wenn du schreitest über diese Ketten — es gilt, des Vaterlandes Ehre und Freiheit zu retten. Wer fühlte an dieser engen Pforte nicht alle Schmach und Schande verfloßener Jahre! — Ob wir selbst noch dermaleint die schwere Sklaven-Schandkette aus ihren Fugen rei-

Das deutsche Volk gedenkt seiner Gefallenen

Wir erschrecken vor der Größe und dem Ernst eines Schicksals, das unermessliche, letzte Opfer als Bedingung für Leben und Zukunft Deutschlands forderte. Wir beugen uns ehrfürchtig und gefaßt vor dem Vermächtnis der Toten. Wir ringen darum, daß die uns überkommene Aufgabe Träger findet, die gehoriam in dem aus Glaube und Opfer geschweißten Lebensring Deutschlands stehen. Wir gedenken der Toten, die starben, damit wir leben. Sie starben: Die Soldaten des großen Krieges, Deutsche aller Stämme. Die Soldaten des heimlichen Widerstandes gegen den Verlust deutscher Erde und deutscher Menschen, halb vergessen schon; Deutsche in den Sudeten, Deutsche in Südtirol, Deutsche in den baltischen Landen, Deutsche in Polen. Die Soldaten des jungen, aufsteigenden Deutschlands. Deutsche im Krieg gegen Verklavung von außen, Deutsche im Kampf gegen Zerfall und das Ende im Innern. Schlageter der Name der einen, Horst Wessel der Name der andern.

Sie starben, damit wir leben. Es gibt Standorte und Augenblicke im Leben des Volkes, da das Leben des einzelnen nichts gilt angesichts der Vernichtung, die das Dasein der Gesamtheit bedroht. Es gibt Bedingungen, unter denen nur der Tod noch das Leben ermöglicht. Pflicht und Liebe finden ihr Ziel und ihre Erfüllung in dem Opfertod für die Brüder.

Um Gefallene jammert man nicht. Würdelos ist es, mit Brokentum und unsachlichem Pathos von ihnen zu sprechen. Eins nur entspricht der Art der Toten: „Ringet danach, daß ihr stille werdet und das Eure tut!“ Ein Volk, das zurücksteht auf eine unübersehbare Schar geopferter Toten, kann nicht anders leben, als ständig im Angesicht des Todes. Indem wir ausbrennen lassen in unserm Leben, was gegen das Gebot höchster Pflicht und höchster Liebe vor Gott und den Menschen streitet, lassen wir den Geist der Gefallenen unter uns lebendig werden und wahren wir ihr Erbe. Erst ein Leben, das jeden Augenblick in Frage gestellt nicht mehr uns selbst gehört, ist wirkliches Leben. Aber nur ein Leben, das in unaufhörlichem, täglichem Opfer sich gestaltet, wird fähig zu letzter Opferbereitschaft und erträgt das Antlitz des Todes.

„Ringet danach, daß Ihr stille werdet und das Eure tut!“



Schmiedeeiserner Leuchter in der Kirche zu Böhrow

Fot. Max Ehler, Berlin

Für jeden gefallenen Helden im Weltkrieg brennt an kirchlichen Feiertagen ein Licht über seinem Namensschild

ken werden, wenn die Freiheit siegte — ob sie noch die Jahre hindurch angeschmiedet bleibt für die, die nach uns kommen? —

Der Weg führt weiter zur Höhe, wo in Stein gemeißelt germanische Mythe und germanisches Volkstum zu uns sprechen. Dolmen an Dolmen türmen sich auf, naturhaft zerrissen und gespalten, wettergeschunden und tief zerschunden wie das deutsche Schicksal und die deutsche Geschichte. Es ist eine andere Welt in diesen Gängen, wo Runenstein mit heiligen Zeichen und mythischer Kraft in Ururvätertage führen. Auf einem der grauen Findlingsrecken lesen wir: „Ulaßalfena!“ — „Alle Sonnenheil dem Kraftbewußten!“ — „Jal and sig!“ — „Heil und Sieg!“ — künden die Runen auf einem andern der zyklischen Dolmen. Der kraftvolle Gottglaube unserer germanischen Altvorderen ist es, der aus solchem Schlacht- und Heilruf widertönt.

Wie aus dem Dämmerdunkel der Sagenverklärten deutschen Vorzeit tiefen führen felsige Stufengänge höher hinauf zu den Hünnengräbern unserer Ahnen. Hier stehen wir im Banne des Todes, dessen Allmacht schon den Vätern heilig war.

Der Steinsitz am Heldengrab ladet zur Ruhe ein. Unter Balmungs Schutz schlummern die seligen Recken. Die am Nachbargrab lehrende Skaldenharfe deutet auf einen ruhmvollen Sänger versunkenen Heldenanges. Sein Barditus spendet uns Glaube an eine lichtere Zukunft! „Rehrt wieder, Helden der Eieder!“ mahnt ein Sagastein im Weiterschreiten. Der mit Eisenbuckeln beschlagene Schild führt in seiner Mitte das Symbol des Lichtes und, im Kreise angeordnet, die altgermanischen Heilszeichen: den Trifos (Dreifuß) als Zeichen des göttlichen, schöpferischen Naturgesetzes, und den Tyrfos (Viersuß), das Sonnenradzeichen, das Hakenkreuz, unser heiligstes Symbol. Der Schöpfer des Males hat es schon 1924 eingemeißelt, denn unter diesem göttlichen Heilszeichen kämpften und siegten einst unsere Altvorderen.

„Siegfried der Held!“ kündigt eine andere Runeninschrift an einem Heldengrab. Die deutsche Sehnsucht nach siegender Kraft, nach sonnenhellen Tagen und Wiederkehr der Heldenzeiten packt den Beschauer des Grabes. In einer Felsennische: der Nibelungenstein mit daraufliegendem Hörnerhelm; der „Nibelungentreue“ ist der Stein gesetzt. Der „Schwurstein“ trägt in tief ge-

meißelten Linien das Schwertschwur-Gelübde des germanischen Jünglings:

**Helle Wehr — heilige Waffe — hilf
unseren ewigen Eiden!**

Im Oberhofe der Anlage grüßen heilige Tierköpfe, umrahmt von lebendig wuchernden Büschen nordischer Ginster- und Farrenpflanzen. Erdmutter Freia, die Allgoldene, wird an besonderer Stätte verehrt: eine heilige Quelle, aus dem Dunkel der Bergtannen plätschernd, windet sich durch bemooftes Gestein, das grau und rissig vor Alter ward. Auf höchster Höhe des Berges steht das riesengroße Reiterstandbild eines Ulanen. Die rückwärtig das Mal abschließende Rundmauer ist mit eingelassenen Reliefs geschmückt und enthält die Totenliste der Demminer Ulanen.

Der Anblick einer so genial erdachten und doch mit einfachsten Mitteln der Natur geschaffenen Germanenstätte wirkt ehrfurchterweckend auf deutsche Innerlichkeit und unsere bluteigene Art. Ob man, am Reittore stehend, den Blick hinaufrichtet zum rauschenden Wald im Denkmalshintergrund — ob man, am Hochrande des steilen Felsganges stehend, hinunterschaut in die Tiefen germanischer Steinsetzung — der Odem großer deutscher Vergangenheit spricht überall eine geheiligte Sprache.

Wie gelangte nun der Künstler zu dieser arteigenen und deutschtümlichen Denkmalschöpfung? Nun, er hat in der Nähe Demmins ein Hünnengrab gesehen, das erste überhaupt, und war von dieser geschichtlichen Malsstätte tief ergriffen gewesen. „Es war der Hauch der Jahrtausende und das Echo der eigenen Art, das aus diesen trutzigen kraftvollen Formen sprach — wahrscheinlich — man kann über derlei seelische Unwägbarkeiten nichts ausführen. Als ich so während der Dämmerung in den Bergtannen stand, etwa da, wo jetzt das Reittor emporragt, erschien mir ganz visionär das Bild des Hünnengrabes und wurde zur Vorlage des heutigen Germanenhofes. Ich habe noch in derselben Nacht dieses visionäre Bild, das aus Erleben, Erdenken und Erträumen dort am Berge entstanden war, niedergelegt und fand damit am nächsten Morgen die begeisterte Zustimmung der in Betracht kommenden Persönlichkeiten.“

Das Schauen der Demminer Heldenmalsstätte wird dem Besucher nicht nur eine Stimmung vermitteln — sie wird ihn auch gläubig machen, daß er wieder stolz und vertrauend auf die ewige Kraft deutscher Art blickt.

Wir Bauern

Wir alle durch Blut und Boden verwandt,
wir pflügen alle dasselbe Land,
wir essen alle dasselbe Brot,
wir tragen alle dieselbe Not,
wir kämpfen alle mit gleichem Schwert
für unsern Acker, für Hof und Herd!

Ein Gassen, ein Lieben, ein heißes Gebet,
ein Glaube, der alle Stürme besteht,
ein Wille, der all unser Schaffen beseelt,
ein Herz, das in Leid und Entbehrung gestählt:
Wir alle sind Eins. Und keiner ist mehr „Ich“.
Ein Leben, ein Sterben, mein Volk, für dich!

Annemarie Koeppen. (Aus „Das deutsche Herz“
von Rudolf Mirbt, Ullstein-Verlag, Berlin.)



Teilansicht des Demminer Ehrenmals

Fot. Heiser

KARL ARNOLD:

Arbeit im Hochschulkreis Greifswald

Der Nationalsozialismus hat begonnen, die geschichtlich gewordenen und gewachsenen Länder und Kleinstaaten in einem Staat zusammenzuschweißen. Und doch wird dieses vom Nationalsozialismus zu schaffende Reich kein Einheitsstaat im Sinne etwa des französischen Staates werden, der auf dem Boden des Nationalismus entstanden ist und der durch einen alles beherrschenden Zentralismus von einer Hauptstadt aus gelenkt wird. In diesem Staat wurde alles geistige und kulturelle Eigenleben in den verschiedenen Teilen Frankreichs erstickt, der Moloch „Paris“ zog alles an sich. Diese Entwicklung brachte es mit sich, daß die meisten Provinzen Frankreichs kein eigenes Gesicht mehr aufzuzeigen haben, sondern daß sie zu reinen Verwaltungsbezirken einer zentralistischen Staatsgewalt geworden sind. Wir glauben, daß der Nationalsozialismus diese Staatsform in ihrer Einseitigkeit ablehnt, vielmehr eine Einheit errichten wird, die sich auf der gegebenen Verschiedenheit und Eigenart der deutschen Volksstämme aufbaut. Jeder Stamm wird durch sein geistiges und kulturelles Eigenleben für das deutsche Gesamtleben wertvolle und lebendige Beiträge beibringen können und somit eine geistige Verödung der Provinzen und ein zu großes Wachsen der „großstädtischen Kultur“ verhüten.

In diesen neu zu errichtenden Landschaften (bzw. Sauen) wird der Universität eine neue Bedeutung zukommen. Sie kann nicht mehr eine „wissenschaftliche Anstalt“ sein, deren örtliche Lage ohne größere Bedeutung für sie ist, sondern eine Hochschule, deren Gesicht und Ausrichtung durch die sie umgebende Landschaft bestimmt wird. Die Universität muß danach streben, geistiger und kultureller Mittelpunkt ihrer Landschaft zu werden, indem sie ihre wissenschaftliche Arbeit dem Aufbau der Landschaft widmet und eine wissenschaftliche Aufnahme der kulturellen, wirtschaftlichen und natürlichen Gegebenheiten der Landschaft durchführt, auf der dann die Landesplanung aufbauen kann. Diese Arbeit wurde in den verschiedensten Teilen Deutschlands, so Niedersachsen und Ostpreußen von aktiven Kräften der Studenten- und Dozentenschaft in Angriff genommen.

Diese Forderung gilt auch für unsere pommerische Landesuniversität Greifswald. Wir müssen dahinkommen, daß alle politisch aktiven und aufbauenden Kräfte in Pommern erfahren, daß es für sie eine Landesuniversität im eigentlichen Sinne gibt, die die Nöte und Probleme des pommerischen Raumes kennt und die bereit ist — soweit es ihr durch Wissenschaftsarbeit möglich ist —, am Aufbauwerk mitzuhelfen. Wir hoffen, daß

durch diese neue Ausrichtung der Universität die Reform der Hochschule und die neue Sinnggebung der Wissenschaft weitergebracht wird, als durch große Reformvorschläge, die man in umfangreichen Denkschriften und Büchern zusammenfaßt. Eine Wissenschaft, die nicht auf die völkische Wirklichkeit und Aufgabe eingeht, sondern sich in geistigen Spekulationen und Abstraktheiten verliert, hat heute „verspekuliert“ und ausgespielt. Die Wissenschaft muß Dienerin des Lebens sein.

Die Universität kann durch diese Ausrichtung der Arbeit auch zu einer neuen Studienreform kommen, die nicht von oben befohlen, sondern von unten geworden und gewachsen ist. Es ist Tatsache, daß auf der Universität bisher der Student mehr zum „Gelehrten“ und Privatdozenten, zumindest aber zum „theoretischen Menschen“ erzogen wurde, dagegen der Landarzt, der Amtsrichter oder der Verwaltungsbeamte, wie der Nationalsozialismus sie braucht, auf der Universität nicht ausgebildet wurde. Wir müssen versuchen, durch die Praxis, das Lernen und Schulen an den gegebenen konkreten Aufgaben den Studenten schon auf der Universität für seinen zukünftigen Beruf auszubilden und vorzubereiten, damit er nach dem Examen nicht als weltfremder Gelehrter — wenn auch mit viel, allerdings meist totem Wissen — ratlos vor praktischen Aufgaben

steht. Es geht darum, die Weltfremdheit der Wissenschaft sowie auch die Weltfremdheit der Wissenschaftler und Akademiker — wie sie zum Teil noch heute besteht — zu überwinden und sie den Problemen und Menschen des pommerischen Raumes wieder näherzubringen. Darüber hinaus aber sollen sich alle Kräfte der Hochschule — ob Professor, Dozent oder Student — in kameradschaftlicher Gemeinschaftsarbeit zusammenfinden, denn diese Aufgabenstellung der neuen Universität, wie sie oben dargelegt wurde, kann nur gemeinsam verwirklicht werden.

Aus diesen bisher dargelegten Gründen und Notwendigkeiten wurde in Greifswald durch die Initiative von Landeshauptmann Dr. Jarmer ein „Hochschulkreis“ gegründet, der sich die Erfüllung dieser Zielsetzung als Aufgabe gestellt hat. Ihm gehören Professoren, Dozenten und Studenten an, die Leitung hat Dr. Jarmer übernommen. Durch die Provinzialverwaltung werden diesem Kreis Aufgaben gestellt werden und somit eine enge Zusammenarbeit zwischen Verwaltung, der Vollzugsgewalt des nationalsozialistischen Willens, und Wissenschaft herbeigeführt. Bei den Vorbesprechungen zwecks Gründung dieses Hochschulkreises wurde festgestellt, daß unsere Universität Greifswald eine der wenigen Universitäten ist, die noch in Verbindung mit der sie umgebenden Landschaft



Wir Jungen

Wir sind der Schritt
der kommenden Zeit
Wir Jungen!

Wer uns gewann,
hat Ewigkeit errungen!
Hanns Johst.

Fot. John

(siehe z. B. Pommerische Geographische Gesellschaft und andere wissenschaftliche Vereine, Herausgabe des Pommeratlases u. a.) steht und in ihr verwurzelt ist. Allein diese Tatsache bedeutet nicht, daß man sich dieses Verdienst zugute schreibt und darauf ausruht; die zu lösenden Aufgaben sind heute dringender denn je. Der pommerische Raum ist so groß und die Probleme so zahlreich, daß eine tatsächliche Durchdringung und Bearbeitung der Aufgaben in der pommerischen Landschaft nur durch stärkeren Ausbau dieser Verbindung zwischen Verwaltung und Praxis erfolgreich sein kann, damit Fehler vermieden werden. Ostpommern in seiner Größe und Weite ist als Aufgabengebiet von der Universität Greifswald bisher vernachlässigt worden, mußte vielleicht vernachlässigt werden, da die kleine Universität den großen Aufgaben nicht gerecht werden konnte. Daher muß die Greifswalder Universität nicht nur erhalten, sondern noch ausgebaut werden. Das kann nur geschehen — und gerechtfertigt werden —, wenn die Anzahl der Studenten in Greifswald größer wird. Besonders pommerische Studenten sollen an ihrer Heimatuniversität studieren,

damit sie die geistige, wirtschaftliche und natürliche Struktur ihrer Heimat wirklich kennenlernen.

Die Zusammenarbeit zwischen dem Hochschulkreis und der Provinzialverwaltung ist aufgenommen worden. Während der Monate Februar und März sind verschiedene Arbeitsgemeinschaften, denen Dozenten und Studenten angehören, in Pommern angelegt, die an Ort und Stelle Aufgaben in Angriff nehmen, die im Rahmen der Landesplanung liegen. Die Landesplanungsstelle der Provinzialverwaltung hat die Aufgaben gestellt. Größere Arbeiten sollen während des Sommersemesters und den anschließenden Ferien durchgeführt werden. Zugleich wird ein Einsatz von einer größeren Anzahl von Studenten im Land- und Siedlerdienst in der Nähe der Grenze (Bütow, Rauenburg und Rummelsburg) stattfinden, der sich die Aufgabe gestellt hat, den deutschen Bauern im Grenzgebiet in seinem Daseinskampf kennenzulernen und ihm zu helfen.

Im „Vollwerk“ soll laufend über diese Arbeit berichtet werden, die endlich tatkräftig zwei Tätigkeitsbereiche zusammenführt, die bisher zum Schaden der Gesamtheit getrennte Wege gingen:

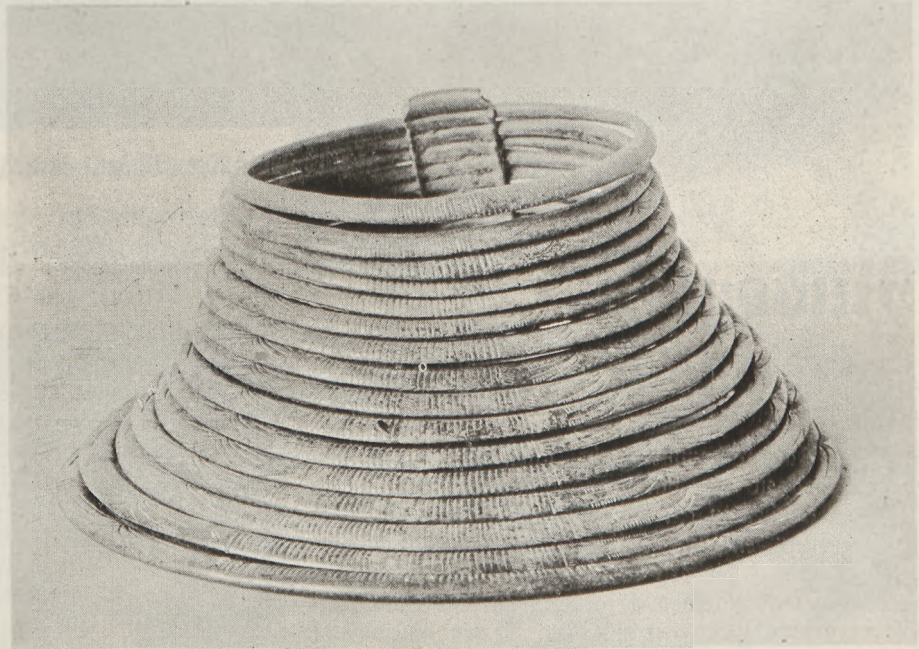
Verwaltung und Wissenschaft.

Seltam . . .

eine gut präparierte Schlange? Oder eine zusammengesetzte Sprungfeder? Oder ein Schaumschläger? Vielleicht auch ein neuartiges Spielzeug? — — —

Nichts von allem! Die Abbildung zeigt einen bronzenen Ringhalskragen, wie er im Pommerischen Landesmuseum, Stettin, zu finden ist. Bitte, lieber Leser — da gibt es nichts zu lachen! Ich weiß: wir sind durch neuzeitliche Moden bereits an allerhand ausfallend — übertriebenen Schmuck („Damenschmuck“) gewöhnt. Aber ein Ringhalskragen aus siebenzehn fein verzierten Ringen — Abbildung weist nur noch 16 auf —, die zusammen ein ganz stattliches Gewicht ergeben, so etwas ist uns doch erspart geblieben.

Nun, die pommerischen Frauen in der Zeit zwischen 800 und 500 v. Chr., also vor mehr als 2500 Jahren, trugen diesen Halschmuck. Und der hier abgebildete Ringhalskragen wurde bei Schlawa, dicht an der Neubowersdorfer Grenze, ausgepflügt und dem Landesmuseum übergeben; eine getreue Metallnachbildung liegt übrigens auch im Schlawer Kreisheimatmuseum. Die einzelnen Ringe greifen mit ihren verjüngten Enden in Öffnungen einer Verschlussplatte ein, in der sie sich durch die Federkraft des Metalls festklemmen. Dieser Halschmuck, der oft auch an den gleichzeitigen „Sessichtsurnen“ wiedergegeben ist, scheint nach allem ein beliebtes Zubehör der früh-ostgermanischen Frauen-



Fot. Albrecht

tracht gewesen zu sein. Die reiche Verzierung, wie überhaupt sein barockes Kulturgepräge, das für den Ausgang der Bronzezeit charakteristisch ist, läßt sich aus der bäuerlichen Wohlhabenheit im „kolonialen“ Neuland erklären, wo die Germanen im Laufe des 2. Jahrtausends v. Chr. mit dem Pflug einen beträchtlichen Aufschwung erreicht hatten.

Immerhin kann ein solcher Ringhalskragen als Modetorheit bezeichnet werden, wie sie ja oftmals auftritt, wenn es dem Menschen „zu gut“ geht. Krinoline, die Vielzahl der Röcke u. a. liegen in gleicher Linie. Müßen wir nicht froh sein, daß unsere Frauen heute jenen Halschmuck, der wie ein mittelalterliches Marterwerkzeug anzusehen ist, mit etwas mißtrauischen Augen betrachten — — —!

ri.



Much in der Pause gehört der junge Student den Kindern

Fot. Max Ehlert, Berlin

Studenten einer neuen Zeit

Nicht darauf kommt es bei allen Erziehungs- und Bildungsfragen im nationalsozialistischen Staate an, daß dem Studenten ein möglichst umfangreicher Ballast an lebensfremden und halbtoten Wissensstoffen aufgeladen wird — sondern darauf, daß er frühzeitig schon verbunden wird mit den Erfordernissen seines künftigen Wirkungskreises, daß er mit dem Herzen hineinwächst in jene Gemeinschaft, deren Führer zu werden er beabsichtigt. Engstirnige Verkennung dieser grundsätzlichen Forderung hat den Student der vergangenen Jahrzehnte geschaffen, dem tiefere Verbindung und Verwurzelung mit dem Volksganzen zumeist fehlte. Student sein: darf niemals zu irgendeinem Selbstzweck werden; Student sein heißt: sich zum verstehenden und klar erkennenden Führer heranzubilden, der um die Seele seines Volkes und seines Landes weiß.

Dieses Wissen muß aber in erster Linie von dem Lehrer, dem Führer der heranwachsenden Generation, verlangt werden. Die Erkenntnis dieser Zeitforderung war der Anlaß zur Gründung der Lauenburger „Hochschule für Lehrerbildung“: hier ist Pädagogik nicht mehr die blutlose Theorie irgendwelcher Philosophen und Psychologen — sie gestaltet sich hier vielmehr von selbst, aus der Arbeit der Studenten heraus und aus

dem Zusammenleben mit den Menschen, denen man später Betreuer und Erzieher sein will.

Lebensnahe Berufsausbildung ist das Ziel der Hochschule. Abgelehnt wird jegliches Abgeschlossensein in Hörsälen — dagegen gilt die Lösung: hinaus aufs Land, in die Dörfer, zu den Bauern, dort den Wirkungsbereich kennenzulernen, den man ausfüllen möchte. Wie die ländliche Arbeit im Mittelpunkt allen bäuerlichen Denkens und Fühlens und Handelns steht, so kann der Student, der werdende Landschullehrer, auch nur von der Seite solcher bäuerlichen Arbeit an das Herz des Landmenschen herankommen. Aus diesem Grunde verschiebt die Hochschule Lauenburg ihre ersten Semester Anfang Juni jeden Jahres in neun Gruppen zu 20—25 unter der Führung ihrer Dozenten auf die Grenzdörfer des Kreises. Wohl war der Bauer anfangs seinen neuen Mitarbeitern gegenüber mißtrauisch und zurückhaltend; aber diese Einstellung änderte sich bald überall: Bauer und Student wurden Freunde.

Und das Dorf selbst hat von seinen Lehrerstudenten reichsten Gewinn. Feierabendgestaltung, Niederstunden, Musik und Laienspiel, praktische Volkstumsarbeit — das ist der Lohn, der dem dörflichen Gemeinschaftsleben bleibt.

Drei Wochen dauert dieser Aufenthalt in den Grenzdörfern, aus denen der junge Student mit dem beglückenden Gefühl heimkehrt, den ersten Schritt zu seinem künftigen Beruf als Volkserzieher getan und erkannt zu haben, daß nur restloses Verstehen des

ländlichen Lebens seiner Arbeit an der Jugend förderlich ist.

Und wenn er im dritten Semester wieder für einige Wochen in die Dorfschule kommt und dort unter Anleitung von Dozenten und erfahrenen Lehrern selbst den Unterricht zu leiten hat, dann ist dies ein weiterer Schritt, sich in die Seele der Landjugend einzufühlen und sich der Eignung zu dem immerhin schweren und verantwortungsvollen Beruf bewußt zu werden.

Grenzlandstudent sein: darin liegen Pflichten und Aufgaben, die wir nie unterschätzen wollen.

Grenzlandlehrer sein: das bedeutet umfassende Kenntnis aller ostpommerschen Belange — bedeutet Würde und Kraft, allen Forderungen der Gegenwart und der Zukunft gerecht zu werden — und ist schließlich ein Posten, dem allein tiefgründige Arbeit am Leben des Grenzortes und seiner Bewohner zufällt.

Alledem trägt der Inhalt der Vorlesungen und Übungen weitestgehend Rechnung. Was dem jungen Studenten sowohl an theoretischer und praktischer Schulung, als auch an Kenntnissen über Heimat, Grenze und Volk geboten wird, ist so reichhaltig und tiefgründig, daß in der Tat Lehrer herangebildet werden, die um Aufgaben und Ziele ihres Berufs im neuen Sinne wissen. Damit aber wird die Lauenburger „Hochschule für Lehrerbildung“ wirklich zu dem, was sie sein soll: ein grenzpolitischer Faktor, dem gerade für Ostpommern höchste Bedeutung zukommt — eine Bildungsstätte, die sich vom abstrakten Denken und Lehren abwendet und sich den Forderungen des immer lebendigen Staatslebens zur Verfügung stellt. ri.

Praktischer Unterricht in der Dorfschule

Im Dorfkrug lernt der zukünftige Lehrer die Wesenszüge der Bevölkerung kennen

Fotos Max Ehlert, Berlin





FEUERWÄRTER

„Wie geht's, lieber Freund?“ fragte der Pastor freundlich und setzte sich auf den binsengeflochtenen Stuhl am Bett des alten Steuermanns.

„Swineril!“ antwortete der. „So wat kann einem doch bloß an Land passeeren!“

„Na, na!“ lachte der Pastor. „Aber es geht doch besser, Steuermann?“

„Besser! — Wat?“ — brummte der alte Seebär. „Kann wo was besser sein, wo der Doktor meint, daß es aus ist mit dem Seefahren? — Denn doch man lieber gleich dot!“ —

„Aber, lieber Klausen, versündigen Sie sich doch nicht! — Wie alt sind Sie? — Sechzig? — Da wäre es schon Zeit, an das Vorankergehen zu denken! — Ich weiß ein hübsches ruhiges Altersheim!“ —

„Neel!“ sagte trotzig Hinrich Klausen. „Wenn der liebe Gott mir schon das Seefahren verpaßt hat, konnt er mich lieber gleich ganz holen! Denn so is doch nix mehr los! — Nix für ungut, Herr Pastor, aber wenn ein Seebefahrener Mann an Land gehn und Kartoffel buddeln soll, was ist so gut, als wenn der Pastor mit eins Flickschuster wird! — Das möchten Sie auch nicht!“ —

Der Pastor lachte wieder. „Das ist doch was anderes, Klausen!“

Heftig schoben sich die weißen Augenbraunen des Alten hoch. „Warum? — Es ist absolut nix anderes! Und wenn ich nicht mehr seefahren soll, dann flöt ich auf das ganze büschen Leben!“

Es war nichts zu machen mit dem alten Klausen, der das Unglück gehabt hatte, auf der Hasentreppe auszugleiten und sich einen Hüftbruch zuzuziehen; geheilt war die Sache schon leidlich, aber der Seelenzustand war traurig. Vertroßt und verzweifelt, wollte der alte Junggeselle von nichts mehr wissen, weil es mit der Seefahrt zu Ende sein sollte. Denn er würde am Stock gehen müssen.

„Er ist ein Dickkopf!“ klagte der Pastor.

„Lassen Sie gut sein, Pastor!“ begütigte der Doktor. „Es ist hart für ihn! Sie verstehen ihn nicht ganz! Das Altersheim kommt ihm vor wie ein Almosen. Und dazu ist mein alter Hinrich zu stolz! Wir müssen versuchen, eine Beschäftigung für ihn zu finden, die ihn ernährt und die möglichst mit seiner geliebten Seefahrt in Beziehung steht! Aber das ist schwer!“

„Und wenn wir sie nicht finden, Herr Doktor? Er fügt sich nicht, der Troßkopf!“ Der Pastor schüttelte ärgerlich den Kopf.

„Die Geduld dürfen wir nicht verlieren!“ sagte Dr. Lühtsen. „Er kommt mir vor wie ein gefangener Admiral, der da klagt: ‚Daß ich in dir nicht schlafen kann, du Heldengrab, o Meer!‘ — So fühlt er, wenn er auch nur Steuermann war. Und wir müssen sorgen, daß er dies Heldengrab nicht freiwillig sucht!“ —

Als oll Hinrich Klausen schon recht gut an seinem Stock laufen konnte, kam eines Tages der Pastor. „Herr Klausen, Ihr Freund, der Doktor, und ich haben etwas Wunderschönes für Sie in Aussicht!“ —

Mißtrauisch sahen die mattgewordenen Seemanns-
augen auf. Der Pastor setzte sich neben ihn. „Der alte Madsen von Westensand ist gestorben. Der Westensand liegt wie ein Schiff in der Nordsee! Möchten Sie da Feuerwärter werden, Herr Klausen? — Die große rote Backbordlampe blank und hell halten? Dann sehen Sie jeden Abend über das Meer wie von einer Kommando-
brücke! Es will bloß keiner dort hin, weil es so — einsam ist!“

„Schafsköppel!“ sagte wegwerfend der Alte. „Da will kein hin? — Einsam? Wo die Nordsee redet und singt? — Einsam? — Wo man Schiffe längs kommen sieht? — Pastor! — Das ist eine von Ihren Guttaten, wenn ich das krieg!“

Der Doktor war mit dem Landrat befreundet, er gab sein Wort für die Zuverlässigkeit und Treue seines invaliden Freundes, und Hinrich Klausen zog auf dem Schurrboot mit seiner Seekiste nach dem Westensand und war überzeugt, daß der liebe Gott es doch noch ganz gut mit ihm gemeint hatte. Er studierte das Signalebuch und seine Vorschriften und schaute mit seinem alten Schiffskieker über die brausende Nordsee. Fein war das hier, und er wunderte sich von neuem über die Schafsköpfe, die da nicht hingewollt hatten. — Der Westensand war eine große Sandbank, die einer größeren Nordseeinsel vorgelagert war. Seit einmal ein großes Frachtschiff dort festgefahren und zum Wrack geschlagen war, brannte dort als Warnung für die Seeleute ein rotes Licht, eine große Öllampe, ohne die es wohl manchen ebenso gegangen wäre wie dem Frachtschiff! Nun war es oll Klausens Amt, die Lampe hell zu halten und mit dem kleinen Boot auch für die umliegenden Leucht- und Glockenbojen zu sorgen. —

Oft kamen der Pastor und der Doktor und besuchten ihn, rauchten ihre kurze Pfeife auf der Bank am hölzernen Turm und freuten sich, wie glücklich den Mann sein Dienst machte.

„Das sehen Sie doch wohl nun ein, Pastor!“ schmunzelte der Alte, wenn er sein blißblankes Stübchen zeigte, wo sogar Blumenkästen vor dem Fenster standen. „Daß das hier was Bessres ist als 'n Altersheim, wo lauter alte Leute drin sind, die nichts tun!“ —

Was machte es ihm, daß er einsam war? — Seine Blumen und sein Hund waren ihm Gesellschaft genug, und wenn der Sturm um den alten festen Holzturm brauste, war es ihm am allerwohlsten zumute. Dann nickte er dem großen schwarzen Spitz zu und meinte: „Donner, ist das ein Wetter, was da bloß wieder alles an Land passiert!“

So saß er nun schon jahrelang und war glücklich. Pünktlich wie eine zuverlässige Uhr leuchtete bei Sonnenuntergang das rote Licht vom Westensand auf, und wenn ein Nebel über das Wasser schlich, klang hohl das Horn. Bis eines Tages der alte Landrat starb. Der neue war ein Junger, der seine Tüchtigkeit zuerst damit zu beweisen suchte, daß er überall Fehler fand und nach seiner Meinung verbesserte. Als er den Westensand besichtigte, fand er es unglaublich, daß ein einziger, so alter Mann den verantwortungsvollen Dienst täte. Was

für eine Gefahr das für die Schiffe bedeute, wenn dem alten Klausen etwas ankäme usw. Da half kein Zureden vom Pastor, kein Hinweis des Doktors auf die Pünktlichkeit und Pflichttreue Klausens. Ein junger Mensch kam als Feuerwärter nach Westensand, und trostlos zog der Alte mit seiner Schiffsboxe wieder an Land. Er mietete sich ein Stübchen bei einer alten Frau, war aber selten zu Hause. Jeden Abend, wenn die Sonne sank, stand er mit der Uhr, paßte auf, ob seine rote Lampe brannte und hatte Heimweh nach seinem geliebten Feuerturm.

Der Nachfolger war ein junger Kerl, dem die Sprache eines Hundes und der Nordsee nicht genügend Unterhaltung boten. Er war öfters mit dem Boot an Land und kam bei Anbruch der Dunkelheit zurück zu seinem Dienst. — Einmal aber war er in der Stadt in vergnügte Gesellschaft geraten und hatte sich betrunken. So war er auf dem eiligen Heimweg in einen Graben gestolpert und hatte sich den Fuß so verrenkt, daß er liegen blieb und ins Krankenhaus gebracht wurde. Dr. Lühsen, der ihn behandelte, traf acht Tage später den Landrat und machte eine bissige Bemerkung, daß junge Männer manchmal unfähiger wären als alte getreue, daß der junge Mensch aber nächste Woche wieder seinen Dienst versehen werde. Der Landrat war verblüfft. Keiner hatte ihm den Ausfall gemeldet. Er fuhr zum Strandvogt, um ihn ganz energisch darauf hinzuweisen, daß er hätte melden müssen, daß das Westensandfeuer nicht brenne. Aber auch dieser wußte nichts anderes zu sagen, als daß die rote Lampe jeden Abend hell gebrannt habe, sogar pünktlicher als bisher. Auch die Leucht- und Glockenbojen seien in Gang gewesen. Das Gesicht des

Landrats war nicht sehr geistreich, als wie von Geisterhand entzündet die Bojen aufleuchteten und wie ein strahlender roter Stern das Westensandfeuer, obgleich der Wärter im Krankenhaus lag. Da Ebbe war, konnte man es wagen, hinüberzugehen, und der forsche Landrat machte sich auf den Weg. Schon begann die Flut zu rieseln und zu rauschen, daß er eilig vorwärtstrebte. Plötzlich packte ihn jemand vor die Brust und schüttelte ihn: „Du büßt mir ja 'n ganz infamen Swinhund, inen ganz pflichtvergessenen Keerl! Läufst an Land und läßt hier die Fahrzeuge auf den Sand rennen und in'n Nebel verbiestern! Wo kommst du her, Halunke? Soll ich dich mal 'n bißchen untertauchen, wie du das verdienst —?“

Da kam der Mond hell und klar hinter einer Wolke hervor, und erstaunt erkannten sich der Landrat und der Feuerwärter a. D. „Klausen — wie kommen Sie hierher? —“

„Ich habe jeden Abend aufgepaßt!“ brummte der Alte. „Und als das mal 'ne halbe Stunde nach der Zeit war und noch kein Licht, da fuhr ich rüber — —“

„Und sorgten treu, daß der Dienst nicht versäumt wurde, den man Ihnen nahm —, den Ihnen keiner mehr bezahlt —“

„Ach wat, bezahlt, Herr Landrat! Das Feuer muß doch brennen!“

„Braver Mann!“ sagte beschämt der Landrat. „Sie müssen Ihren Posten wiederhaben, dafür Sorge ich!“

Da streckte der alte Klausen glücklich seine braune Hand aus.

„Denn nehmen Sie mir auch den ‚Swinhund‘ nich übel, Herr Landrat!“



Segler im Hafen von Anklam

Fot. Teschke



In der Drehscheibe

Fotos F. Kempe

HEINZ HOLZ:

Pommersche Töpferwerkstätte früher und heute

Wenn wir auf Reisen und Wanderungen nach Hessen, Schlesien oder Thüringen kommen, finden wir in Städten und Dörfern, wo schöne Schnitzereien und Inschriften die Balken der alten Fachwerkhäuser zieren, noch ein Handwerk vertreten, das sich aus dieser Zeit vereinzelt in unser technisches Zeitalter hinübergerettet hat. Nur die wenigsten Töpferwerkstätten konnten dem Ansturm der Technik widerstehen. Viel von der schöpferischen Handwerkskunst, die in der Seele des Volkes und der Heimat ihre stärksten Kräfte hatte, ging verloren.

Heute sind wir auf dem Wege, uns dieser Werte wieder bewußt zu werden. Wir haben gesehen und erfahren, daß Technik und Sachlichkeit uns wohl das Leben praktisch und einfach gestalten können, es allein aber nicht ausfüllen. Wir Menschen brauchen zum Leben die oft als überflüssig erscheinenden Dinge der Kunst und des Kunsthandwerks, um durch sie unser Leben schöner zu gestalten.

Wie wir feststellen können, war auch in Pommern das Töpferhandwerk weit verbreitet und hatte in seiner Form, Farbe und Ornamentik einen ganz bestimmten Charakter. Noch vor ca. 50 Jahren gab es fast in jeder Stadt Töpfereien, die sich besonders mit Gefäßtöpferei auf der Drehscheibe beschäftigten. So in Barth, Stralsund, Bergen auf Rügen, Greifswald, Wolgast, Röslin, Jakobshagen, Pölitz, Altdamm, Treptow usw. Besonders wäre da auch noch die Stralsunder Fayancefabrik zu nennen, deren Erzeugnisse wir noch heute in ganz hervorragenden Stücken im Stralsunder Heimatmuseum finden. Alte Werkstätten, in denen die Arbeit des Meisters oft zum Kunstwerk wurde, besitzen wir in Pommern heute nicht mehr. Das Fabrikaerzeugnis trat an die Stelle der guten Handwerksarbeit.

Was sich erhalten hat, finden wir hauptsächlich in den Museen und in den alten Fischer- und Bauernhäusern, die sich von Generation auf Generation vererbt haben. In den Stuben, in der Küche auf dem Ramm Brett und im Tellerschapp stehen die irdenen, weißglasierten, vorwiegend blau bemalten Schüsseln, Krüge, Teller, Milchsatten, Seiltöpfe und die braunen dickbauchigen Kaffeekannen. Charakteristisch in der Malerei ist für fast jedes Stück die Wellenlinie in den verschiedensten Variationen. Pflanzen- und Tierornamente, Reh, Fisch, Pferd usw. beleben in schwungvoller Pinselführung die glasierten Scherben.



Einsehen zum Schrühbrand

Wie wurde nun in den alten Werkstätten gearbeitet? Da wollen wir einen alten Meister aus dem Jahre 1755 selbst erzählen lassen:

„Sehr geheim gehaltene und nunmehr frey entdeckte experimentierte Kunststücke, die schönsten und raffesten Farben zu entdecken.

Die rechte weiße Glasur, welche zu den schönen weißen Ofenleisten und anderer reinen Töpferarbeit gebraucht wird, ist eben noch nicht jedem Töpfer bekannt: indem dieselbe nicht nur alleine aus einer Silberglötte besteht, wie die andere gemeine Topfglasur; sondern, sie muß aus denen Metallen, Bley und Zinn erstlich darzu bereitet werden, welches diejenigen Meister, so es wissen, für ein Geheimnis ihrer Profession halten, und nicht einem jeden Gesellen sehen lassen, oder ihren Jungen gleich aus der Lehre geben. Derohalben muß ein Töpfer, der da in schönen Glasuren nachkünsteln will, auf Gebirgen die Mineralien und Gesteine fleißig sammeln, und auf Glasur mit Glötte und Pottaschen, auch Salpeter fleißig probieren, und merken, wo sie her seyen. Denn aus einem andern Loch, werd er solches auch nicht wieder nachmachen, denn die Gesteine und Mineralia haben gegeneinander eine gar sonderliche Eigenschaft. Ich habe dergleichen Verwunderungswürdige Glasuren oftmals durchs Probieren und Untersuchen gefunden, daß ich mich darüber verwundern müssen, und diesen ist der rechte Weg, etwas künstliches hervorzubringen.“

Auch der Aberglaube spielte in den alten Werkstätten eine große Rolle. So steckte ein alter Töpfer um 1870 herum beim Anheizen des Brennofens einen alten Besen hinein, damit der böse Geist aus dem Ofen geht und der Brand gut gelingt.

Wie ich gerade einmal an der Drehscheibe saß, besuchte mich einer von diesen alten Töpfern, die noch das Drehen auf der Scheibe gelernt haben. He wull sich dat mol ankiecken, und dorbi blef dat uck vörläufig, bet he dann no ener ganzen Wiel anfing to vertelln:

„Jo, dat kenn ick noch allens ganz genau; as ick früher in de Viehr wier in Bargaen up Rügen, don mokten de Meister and sin Söhn in Winter all de Schötels und Seilpött, de annern ut de Familie molten und in Frühjoht würd dat Ganze up'n Plohnwogen loden und up Rügen, hauptsächlich Mönchgaut verköft.“

Gebrannt wurde in den alten Raffeler Öfen, bei denen der Brennraum durch eine Feuerbrücke vom

Feuerraum getrennt war. Die Brenndauer bei den alten Öfen war sehr verschieden und schwankte zwischen 18 und 56 Stunden. Den letzten Teil des Brandes, wenn die Glasuren auszuschmelzen begannen, sowie die Mischung der Glasuren und Farben, wurde stets vom Meister selbst ausgeführt. Sonst war häufig die ganze Familie in der Werkstätte beschäftigt. Groß und Klein war mit Farbe und Pinsel vertraut. So entstanden in einer Töpferei die schönsten Ornamente von der 72 jährigen Großmutter.

Wie sind nun die neuen Erzeugnisse pommerischer Töpferei entstanden? Es ist nicht damit getan, das Alte einfach zu kopieren und nachzumachen, sondern von den alten Meistern zu lernen, aufzubauen und der Zeit anzupassen. Die Großeltern von mir waren Mönchguter Fischer. Dort surrten noch die Spinnräder, an den großen schweren Webestühlen entstanden die Stoffe für die Trachten, und im Haushalt wurde das alte irdene Töpfergeschir verwandt. Von jeher hatte ich eine besondere Vorliebe für die schönen bunten Schüsseln und Krüge. Diese Eindrücke reiften den Gedanken, die alte pommerische Töpferei wieder zu beleben. In jahrelanger Arbeit suchte ich in Rügen und Vorpommern die alten Formen, Ornamente, Glasuren, Farben und skizzierte in den Museen, alten Bauern- und Fischer-



Repuken der Glasurtöpfe

häufeln das Vorhandene. Unterhaltungen mit alten Fachleuten wurden aufgeschrieben. Sogar die Schuttplätze der Dörfer brachten manches interessante Stück ans Tageslicht. Auf diesen gesammelten Erfahrungen, die durch das praktische Arbeiten in einer alten Töpferwerkstätte ergänzt wurden, baute sich die neue Werkstätte auf. Der Ofen wurde konstruiert und Ofen, Drehscheibe, alles Werkzeug selbst hergestellt. In langen Versuchen Tone, Glasuren, Farben ausprobiert, bis die Stücke ihren Weg aus der Werkstätte nehmen konnten.

Nun wollen wir noch kurz die Herstellung eines Topfes verfolgen. Nachdem der Ton zur formbaren Masse aufbereitet ist, wird er zu Tonwürsten ausgerollt und in sogenannte Klöschchen geschnitten, je nach der Größe des zu drehenden Gegenstandes. Aus diesen wird auf der Drehscheibe ein Zylinder hochgezogen, der sich schnell unter den geschickten Händen des Töpfers in jede beliebige Form verwandelt. Mit einer Drahtschlinge von der Scheibe gelöst, wird der Topf zum Trocknen gestellt und in lederhartem Zustand der Boden und Fuß abgedreht. Ist der Topf nun ordentlich lufttrocken, wird er in dem Schrühhbrand mit ca. 850 Grad gebrannt.

Der zugemauerte Ofen ist vorne mit einem Schaurohr versehen und an den davorstehenden Segerkegel, die bei bestimmten Temperaturen schmelzen, kann man genau den Brand kontrollieren. Ist der Brand nach ca. 6 bis 8 Stunden beendet, bleibt der Ofen 24 Stunden zum Abkühlen stehen, wird dann aufgebrochen und die geschrühten Scherben entnommen. Nach diesem ersten Brand werden die Töpfe glasiert, bemalt und kommen zum zweiten Male in den Ofen. Diesen nach einem Glasurbrand zu öffnen, ist jedesmal eine neue Spannung. Man weiß eigentlich nie ganz genau, was aus dem Ofen kommt. Es ist, als ob ein Kobold im Feuer sitzt, der da sein neckisches Spiel treibt. Man steht oft vor großen Überraschungen, aber auch vor Enttäuschungen. Gerade das macht aber das Arbeiten interessant und man kann sich über Eintönigkeit nicht beklagen. Jedesmal ist das Stück anders ausgefallen. Hat man nun die fertigen Töpfe, Schalen oder anderen Gegenstände aus dem Ofen und sie stehen in buntem Durcheinander auf den Tischen, ist man stolz, daß man durch handwerkliches Können dazu beitragen kann, Freude zu schaffen.



Alte pommerische Töpferarbeiten

Fot. F. Kempe

Oll Fink un dei Scheper

Eis führte oll Fink einen Herrn nah Au'ros'. Kort vört Dörp hött'n Scheper up'n Brink.

„Du“, reep oll Fink, „wist du nich dienen Hund verköpen?“

„Nä“, säd de Scheper, „wat fall ick woll ahn em maken?“

„Na, lat eis mit die räden“, meint oll Fink un höl dei Pier an, „de Herr in'n Wagen will nämlich 'n gauden Hund köpen, up'n Söfpling kümmt em nich up an, lat den'n Zieker man'n bäten an 'ne Eien vödraben, as wenn du'n Pier vörleist.“

Dei Scheper let sick beräden un drawt mit den'n Rötter en pormal hen un her.

„Ja“, meint oll Fink, „wat wist du denn vör den'n Japper hemm?“

„Drei Dahler!“

„Dat es den'n Herrn ok nich tau düer, blot dei oll Rötter löp so narfschen; hei löppt jo ümmer scheif; hei löppt jo vörn englisch un hin'n französisch, den'n kann min Herr nich bruken“, reep oll Fink un führte mit sien Kalesch wieder. (Jerer Hund löppt nämlich scheif.)

E. D.

Der pommerische Maler Georg Walter Stockmann

Als Caspar David Friedrich seine Meereslandschaft mit dem einsamen Mönch 1810 in Berlin ausstellte, veröffentlichte Heinrich von Kleist in den „Berliner Abendblättern“ seine geniale Würdigung des Gemäldes, in der er die Wegrichtung einer deutschen Landschaftsmalerei andeutete und das berühmte Wort sprach, daß schon eine „Quadratmeile märkischen Sandes mit einem Verberitzenstrauch, worauf sich eine Krähe einsam plustert“, den Gegenstand eines eigenen Stimmungsbildes abgeben könnte. Friedrich selbst hat als erster — und in seiner Weise als einziger — eine Darstellung der deutschen Stimmungslandschaft ausgebildet, in der ein vollkommener Einklang der Empfindung des Schauenden und der Stimmung des Gesehauenen waltet. Daß die Gegenwart zu Friedrich und zur Kunst der deutschen Romantik überhaupt wieder ein unmittelbares Verhältnis gewonnen hat, ist ein Zeugnis der Wiederbelebung der tiefsten Kräfte unserer Phantasie und der innersten Regungen unseres Gefühls.

So wird auch in der deutschen Malerei der Gegenwart ein starker Wille zum Ausdruck tiefer Verbundenheit mit Land und Volk wiedergeboren, und zwar in einer viel-sagenden Übereinstimmung der Schaffenden in allen Teilen unseres Vaterlandes. Eine unserem Wesen und Charakter vollkommen gemäße Kunst, die sich an das ganze Volk wendet, kann aber nicht über Nacht entstehen, sondern muß langsam heranreifen, und sie kann auch nur in einer aktiven Beteiligung des Volksganzen zur Entfaltung kommen. Die führenden Träger der Kulturpflege des deutschen Volksstaates bringen uns diese Tatsache mit gutem Grunde immer aufs neue zum Bewußtsein. Um so größeres Anrecht auf Beachtung und Verständnis

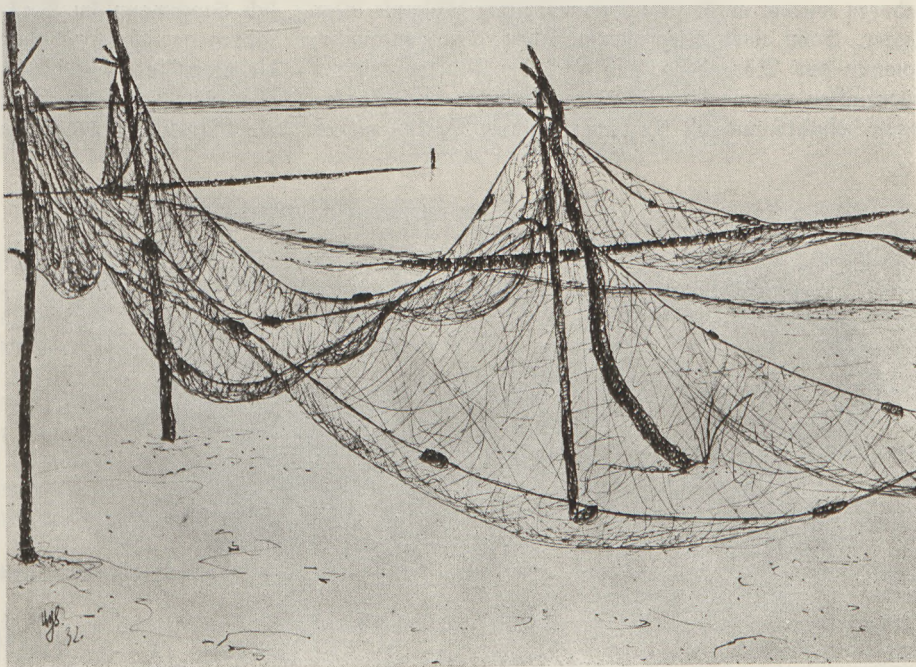


Ostseebüne

Federzeichnung, Stettin, Städt. Museum

haben die in der Stille vielfach abseits von dem aufdringlichen Kunstbetrieb der Großstädte wirkenden Persönlichkeiten, die um den künstlerischen Ausdruck eines neuen Lebensgefühls ringen, das zu einer wirklich volksnahen und volkstümlichen Kunst zu führen vermag.

Der Charakter der pommerischen Landschaft, ihre herbe, stille Größe ist so stark und eigenwüchsig, daß



Fischerneze

Federzeichnung, Stettin, Städt. Museum

sich ein Künstler schon tief in sie einfühlen und schauend in ihr aufgehen muß, wenn er ihr Wesen fassen will. Es ist ganz offenkundig, daß der Impressionismus, die Kunst einer Erfassung der sinnlichen Eindrücke unter weitgehender Ausschaltung des inneren Gefühlslebens, der Eigenart der norddeutschen Landschaft nicht gerecht geworden ist, daß ihr dagegen die heranwachsende Künstlergeneration von einem ganz anders gearteten

Winterpreisausschreiben des Bollwerk

Im November 1934 haben wir unser Winterpreisausschreiben für die pommerischen Erzähler begonnen. Inzwischen sind zahlreiche Anekdoten, Erzählungen und Novellen bei der Schriftleitung eingegangen. Wir sind noch eifrig mit der Durcharbeitung des umfangreichen Materials beschäftigt, so daß wir erst im Aprilheft die Ergebnisse verkünden können. Die Einsender und unsere Leser bitten wir daher, sich noch bis dahin zu gedulden.

Das Aprilheft des Bollwerk bringt die drei preisgekrönten Erzählungen mit Zeichnungen.

Erleben aus weit näher kommt. Zu ihr gehört in erster Linie der Zeichner und Graphiker Georg Walter Stockmann, der seit 1921 in Stettin lebt. Seine Heimatstadt ist zwar Brandenburg a. d. H., wo er 1893 geboren wurde; er ist jedoch pommerischer Abkunft. Der Vater, Sohn einer alten pommerischen Beamtenfamilie, stammte aus Wörsberg, und auch die Mutter gehörte einem alten pommerischen Bauerngeschlechte an. Stockmann besuchte zunächst die Kunstschule in Berlin, wo er

Schüler von Philipp Franck, später auch von Bernhard Hasler war. 1914 zog er als Kriegsfreiwilliger und Fahnenjunker ins Feld, kämpfte im Osten und Westen und wurde mehrfach schwer verwundet. Das gewaltige Erlebnis des Frontkampfes hat seine menschliche Entwicklung entscheidend bestimmt und auch seinem Werden als Künstler Richtung gegeben. Als er nach Beendigung seines Berliner Studiums nach Stettin kam, wo er als Lehrer noch heute wirkt, entwickelte sich seine zeichnerische Begabung zusehends, zunächst aber noch gehemmt unter dem schweren Druck dieser trüben Jahre. Erinnerungen an das Fronterlebnis wechseln in den Blättern, die damals entstanden, mit Darstellungen der sozialen Not dieser Zeit, des Großstadtelends, der lichtlosen Höfe und Hinterhäuser. Durchblättert man die zahlreichen Mappen, in denen die Arbeit dieser Jahre geborgen ist, so erkennt man, wie nach und nach die düsteren Schatten weichen und eine innere Befreiung den Blick öffnet für den goldenen Überschuß der Welt. Dem Künstler erschloß sich der herbe Reiz der pommerischen Landschaft, zunächst der unmittelbaren Umgebung Stettins, ihr Formenreichtum, der Rhythmus in den ruhigen Hebungen und Senkungen des Geländes, dann die Rüste, die Einsamkeit der Dünen, der Wechsel der Ausblicke über den sich weit hinschwingenden Strand oder die unendliche Weite des Meeres. Die Welt, die Stockmann dann erfaßt hat wie kaum ein anderer Künstler unserer Landschaft, ist die Lebensphäre des Hafens, der im Nebeldunst vor Anker liegenden Kutter und Rähne, der hochgiebeligen Speicher und der Verkaufsbuden der Fischfrauen. Mit sparsamen Federzügen und gedämpften Farbtönen wird eine konzentrierte Wirkung erreicht, oft auch mit Auswertung der dunklen Papierfarbe.

In den letzten Jahren hat sich Stockmann besonders der Darstellung des Tieres zugewendet. Er strebt vor allem danach, die Lebensenergie des Naturgeschöpfes in der Haltung und Bewegung zu erfassen. Ebenso sind seine Zeichnungen und Holzschnitte von Blumen und Pflanzen von innen her bewegt. Eine eigene Form schuf sich Stockmann im Holzschnitt. Der diesem Verfahren gemäße Gegensatz von Schwarz und Weiß bildet die Grundlage der bildhaften Gestaltung. Dazu kommt aber eine reiche innere Belebung der Fläche durch eine gleichsam ziselierende Feinarbeit mit dem Stichel, die dem



Schwarze Kätz

Feder- und Aquarell-Zeichnung,
Mannheim, Kunsthalle

Schneiden der Form aus dem Holzstock mit dem Messer nachfolgt. So wird selbst die zarte Form einer Blüte oder das Geäder eines Blattes empfunden.

Stockmann ist das Beispiel für eine durch Beschränkung erreichte Meisterchaft. Daß führende deutsche Kunstsammlungen, wie die Berliner Nationalgalerie und die Mannheimer Kunsthalle, in letzter Zeit Arbeiten des Künstlers erworben haben, ist ein erfreuliches Zeug-

nis für die Anerkennung, die er auch außerhalb seiner engeren Heimat findet. Auch das Städtische Museum in Stettin besitzt eine stattliche Reihe seiner Zeichnungen und graphischen Blätter. Da die Kunst Stockmanns in den letzten Jahren zu immer größerer Klarheit und Einfachheit gelangt ist und er in rastloser Energie am Werke ist, dürfen wir auch in Zukunft das Beste von ihm erwarten.



Die Bürgermeisterrede

Zeichnung Hartkopf

Bürgermeisterreden vor gekrönten Häuptern und zur Begrüßung sind niemals eine angenehme Sache gewesen, weder für den einen, noch für den andern Teil. Erst recht nicht vor dem schlagfertigen Könige Friedrich Wilhelm IV.

Der König reiste durch eine vorpommersche Stadt, und es war nicht gerade in der guten Jahreszeit und bitterkalt. Trotzdem stand das Stadtoberhaupt vorm offenen Rutschenschlag des Landesoberhauptes in weißer Weste, die prall und weißleuchtend ein stattliches Bäuch-

lein verbarg, und redete... Vom Glück, das ihnen, der wackeren Bürgerschaft, heute widerfahren, von Landesvätern, die über ihren Landeskindern leuchteten wie die weiß beschneiten Spitzen der Hochgebirge...

Da fühlt sich der Redner vom königlichen Finger auf die Weste getippt, wo sie am prallsten sitzt, und in seinem Redefluß klingt es: „Aber, lieber Herr, erkälten Sie sich Ihren Montblanc nicht!“ —

Die Rede blieb unvollendet ...

M. Keepel.

Unsere Postbezieher machen wir darauf aufmerksam, daß der Briefträger in der Zeit vom 18. — 24. März die Bezugsgebühr für das 1. Vierteljahr 1935 einziehen wird. Sorgen Sie auch in Ihrem Interesse dafür, daß in der Lieferung keine Unterbrechung eintritt.



Fastnacht und Karneval sind für die Bevölkerung im Westen und Süden unseres Vaterlandes voneinander unzertrennbare Begriffe. Erinnerung sei an die glanzvollen Karnevalveranstaltungen am Rosenmontag in Köln, Mainz, München, Nizza und anderwärts, die wegen ihrer prächtigen Aufzüge und des dabei herrschenden überlustigen Treibens einen Weltruf erlangt haben. Der Norddeutsche ist von kaltem Geblüt, ruhiger und weniger zu solchem Überschaumen der Lustigkeit geneigt. Trotzdem geht er zur Fastnachtszeit doch einmal aus sich heraus, wenngleich in viel bescheidenerem Maße als der Südländer. Der Name Fastnacht besagt ja schon, daß man lustig sein solle. Das Wort hängt nicht mit dem Fasten zusammen, das die katholische Kirche mit dem Aschermittwoch vorgeschrieben hat, sondern mit dem mitteldeutschen Wort *vasen* = schwärmen, ausgelassen, lustig sein, spielen. In einigen Gegenden Süddeutschlands spricht man noch von der Fasenacht. Die gleiche Bedeutung findet sich in den Worten *faseln* (spielen, un aufmerksam sein), sowie in *Faselhaus*, *Faselschwein* u. a. m. In Niederdeutschland spricht man vom Fastabend, Fastlaowend, Fastlaowend, Fesleamd usw.

Die Fastnachtszeit, ein Überrest altheidnisch-germanischen Kultes, spielt sich in der Hauptsache in Umzügen verummelter Personen ab. Diese Verkleidungen gehen ebenfalls auf heidnische Vorstellungen zurück; sie lassen die Absicht erkennen, die bösen Mächte, Hexen, Kobolde und Unholde, die mit dem Vängerwerden der Tage mehr denn je ihr Unwesen zu treiben und den Menschen Unheil zuzufügen bestrebt sind, über die Person zu täu-

sehen und sie zu veranlassen, von ihrem Vorhaben Abstand zu nehmen.

Trotzdem karnevalistischer Übermut dem Niederdeutschen wenig liegt, ging es in der norddeutschen Tiefebene im Mittelalter doch oft genug auch hoch her: man feierte Fastnacht mit Schmausereien, Trinkgelagen, Cänzen, Aufführungen, Vermummungen und Umzügen. Fastnachtsmontag und -dienstag waren, wie noch heute, schon damals die Tage besonderer Ausgelassenheit, „in welcher tidt de lüde einmal im Jahre güdwillig duld und sinnlos worden“, wie es in einem Schreiben des Rats der Stadt Lüneburg heißt. Die Lustigkeit, mit der die Fastnacht begangen wurde, scheint indessen oft genug über das erlaubte Maß hinausgegangen und in groben Unfug ausgeartet zu sein.

Trotz mancher Verbote hielten sich aber die Fastnachtsfeiern, vor allem die Umzüge, bis in die Gegenwart hinein; sie nahmen nur zahmeren Charakter an. In Pommern nennt man diese Umzüge „Fastlaowend hüppeln gauhe“. Das Wort hüppeln stammt aus dem Leben der Ruhhirten und bedeutet soviel wie betteln. Früher, als sie noch das Vieh der ganzen Gemeinde zu hüten hatten, sprachen sie bei den Bauern mit dem Spruche: „Fastland ist gekommen“ vor und erbaten sich eine Gabe. Heutzutage tun dies in erster Linie die Kinder. Sie gehen zu Verwandten und Bekannten, zu den Bäckern und Fleischern, singen Hüppellieder und führen zum Einsammeln einen Korb oder Hüppelsack oder auch „das Spitt“ oder „Splett“ mit sich, um die empfangenen Gaben einzupacken oder aufzuspießen. Die Gaben, die ihnen gespendet werden, bestehen in Wurst, Speck, Pfannkuchen, Brezeln, Eiern und auch Geldstücken.

In Mecklenburg war es bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts Brauch, kleine „Dannenboem“ zum Fastnachtstag zu pflanzen und den „grünen Abend zu bringen“. Die Kinder überreichten den wohlhabenden Familien unter Herfagen eines artigen Sprüchleins, wie „Ich bringe zum Fastabend einen kleinen Busch, gebt ihr nichts weiter, so gebt uns Wurst“, und erhielten dafür eine Belohnung in Gestalt von Nahrungsmitteln. Wurden sie aber vor einer Tür abgewiesen, dann machten sie ihrem Ärger durch einen Spottvers Luft, wie „Strupp, Strapp, Strull, dat ohle Wief is dull“.

Ein, früher in ganz Niederdeutschland bekannter, jetzt wohl nur noch in Pommern gefungener Vers hieß:

„Hippel de Pippel,
De Wust het twee Zippel,
De Speck hett veer Ecken,
Dat muecht ick gern schmecken.“

In Mecklenburg war folgender Spruch üblich:

„Fastelabend rund um den Busch,
Hest du keen Eier, so gief mi ne Wust,
Eat mi hier nich lang stahn,
Ick möt hüt morgen noch wieder gahn.“

Bei solchen Umzügen erscheint auch, wie zu Weihnachten, hier und da noch der Schimmelreiter. Durch das weiße Pferd soll der Schimmel Wodans versinnbildlicht werden. Ein oder zwei solcher Schimmelreiter erscheinen in den Stuben und treiben hier allerlei Unfug; sie belästigen die anwesenden Mädchen, schlagen mit ihren Holzäbeln um sich u. a. m. Auch sie betteln in gereimten Versen um eine Gabe. So sprechen sie in Pommern: „Fastlwan, Fastlwan, mit'n witten Schimmel, wer mi wat gift, dei kummt in ne Himmel, wer mi nist gift, dei kummt in de Höll“, do schlät en de Düwel mit de Butterkell.“

Mit dem Schimmelreiter findet sich auch, ebenfalls wie zu Weihnachten, der Erbsbär mit seinem Bärenführer oder dessen Frau ein, ein in Hafer- oder Erbsenstroh eingehüllter Bursche, der mit einer Stange wie ein Bär tanzt; er trägt auf seinem Rücken eine flache Futterchwinge, damit die kräftigen Schläge, die ihm sein Führer austellt, nicht gefühlt werden.

Ein in ganz Niederdeutschland, hauptsächlich am Fastnachtsdienstag üblicher Brauch ist das Stäupen, Stiepen, Utstupen oder auch Hedwicken pietschen (Holstein). Friß Reuter bezeichnet die Sitte drastisch mit „de Flöh von den Rüggen jagen“. In aller Frühe des Fastnachtsdienstags ziehen Kinder und auch Erwachsene mit einem aus Birken- oder Wacholderzweigen zusammengebundenen Bündel los, um damit den Langschläfern Schläge auszuteilen, die Kinder ihren Eltern und Verwandten, das Gesinde und die Untergebenen auf dem Lande der Herrschaft, die jungen Burschen den Mädchen, damit sie sich durch ein Geschenk loskaufen: durch Eßwaren wie Wurst, Speck, Eier, Obst, Kuchen, vor allem durch Heißwecken oder Prilleken.. Jetzt beschränkt sich dieser Brauch hauptsächlich auf die Jugend, die dazu auch das übliche Sprüchchen auffagt. Recht niedlich schildert Friß Reuter dieses Utstieben in seinem „Dörchläuchting“: „Tau Fastelabend

wiren de leimen Nigen-Brambörger Kinner vör Dau un Dag' in de Straten rümmer un in de Hüßer rinne lopen und hadden ihrsame Börgers un dugendsame Husfrugens ut de Bedden 'rute stüpt, un ok de Herr Konreker hadd sick mit Heitweckens losköpen mußt von de blankupputzten Barkenrauden, mit de em 'ne ganze Bann' von lütte driftige Quintaners un Quartaners de Flöh von den Rüggen jagen wull. Dürten Holzen (= seine Wirtschasterin) hadd sick gegen dese wille Jagd upsmitten wullt, hadd awer sülwst in den Düstern en por Kapps up de Del afkregen und hadd't nich hinnern kunnt, dat de Gesellschaft bet in die Slopstuw von den Herrn Konreker rinne braken was.“

Dem Stiepen liegen ebenfalls altheidnische germanische Vorstellungen zugrunde. Das Wort heißt im Altdeutschen stäupen, d. h. Staub machen, in die Flucht schlagen, prügeln; wir kennen es noch aus dem Worte Staupsäule (= Pranger). Man wollte ursprünglich mit dem Stäupen bezwecken, von den Langschläfern die Unholde wegzujagen, die ihnen Böses zuzufügen beabsichtigten. Es dürfte dieser Sitte aber noch eine andere Absicht zugrunde liegen; nämlich die, durch Berührung mit der frischgrünen Lebensrute die in ihm ruhende Lebenskraft und Fruchtbarkeit auf sie zu übertragen. Es würde sich demnach um einen Fruchtbarkeitszauber handeln. Das geht auch aus einem Vers hervor, den die Stipenden herjagen: „Fastlam, Fastlam, Fastlam, je betet det wi wascht (wachsen), je betet wascht das Flaß. So hoch!“

Ein über ganz Deutschland verbreiteter Brauch in der Fastnachtszeit, der gleichfalls ins Heidentum zurückreicht, ist das „Begraben oder Verbrennen der Fastnacht“. Er bezieht sich nämlich auf die Vorstellungen unserer germanischen Vorfahren von dem ewigen Kampf zwischen Winter und Frühling, zwischen Dunkelheit und Licht. Um die Fastnachtszeit beginnt der Frühling seine ersten Vorboten zu senden, wo das erste Grün bereits sprießt und der Winter unterliegt. Durch das Begraben oder Verbrennen des Winters will man ihm symbolisch den Sarg machen. In der Hauptsache besteht diese Sitte darin, daß man eine mit Hofen und Rock bekleidete Stroh- puppe, auch wohl nur ein Strohband, unter dem



Jubel der Bevölkerung aus dem Dorfe fährt und hier in einer Grube vergräbt oder verbrennt.

In manchen Gegenden Niederdeutschlands wurde früher noch in der Woche vor Fastnacht die „Stopppegas“ aufgeführt. In einer Schilderung aus dem Jahre 1858 für den Ort Schambach heißt es darüber: „Stoppegas, die Stopfgans. So heißt ein Mädchen, welches in der Spinnstube in Gestalt einer Gans eingebunden und dann in eine andere Spinnstube getrieben wird. Das Mädchen, das sich so verummumt, wird nämlich in einen Kittel gesteckt und dieser mit Rissen ausgestopft. Indem dabei die Arme soviel als möglich an die Beine gelegt werden, sieht die Figur einer Gans einigermaßen ähnlich.“ — Überhaupt wurde früher besonders in den Spinnstuben zur Fastnachtszeit viel Alk getrieben; mit diesem Zeitpunkt pflegte man im allgemeinen ihren Besuch dann einzustellen.

Ganz böß muß es in Pommern im Mittelalter zur Fastnacht zugegangen sein; denn da werden merkwürdige Geschichten erzählt. Wandlow berichtet einige solcher Vorgänge aus alten Chroniken der Stadt Stralsund. Hier war es Sitte, daß man am Fastnachtsdienstag auf sonderbare Weise die „Ritterschaft erwerben“ konnte. Auf dem alten Markt wurde am Schandpfahl (Rak) eine lebendige Raße angegagelt. Wer es fertig brachte, diese Raße, die sich natürlich nach Kräften wehrte und zubiß und kratzte, unter dem Gelächter der zahlreich versammelten Einwohnererschaft, auch der Ratsherren, totzubeißen, wurde zum Ritter geschlagen. Im Jahre 1414 erteilte der Bürgermeister Johann von Kulpen einer mit Namen nicht genannten Person auf Grund dieses Erfolges feierlich den Ritterschlag. Aus dem nächsten Jahre wird ein anderer, ebenfalls brutaler Fastnachtscherz berichtet. Man zog um den alten Markt einen Plankenzaun und ließ innerhalb ein Schwein umherlaufen. Die Blinden der Stadt mußten auf dieses Tier los schlagen und trafen dabei natürlich zumeist sich selbst. „Alle waf solck ein a lachendes vastelaument nicht geseen“, fügt der Chronist hinzu. Und noch ein dritter Fastnachtsulk aus dem Jahre 1512, den zwei Bedienstete des Stralsunder Rats aufführen mußten, nämlich ein Turnier veranstalten. Der eine „Ritter“ war der Turmwächter Günther, dem die Aufgabe zufiel, bei Feuerausbruch zu blasen, und der andere ein 60 jähriger Lautenschläger und Ratstrompeter namens Berents. Als sie nun beide auf ihren Pferden aufeinander losritten, brach die Volksmenge in Lachen aus, worüber sich der alte Berents dermaßen aufregte, daß er beim dritten Anritt in Wut geriet und seinem Gegner den Speerstaken derart an den Kopf stieß, daß ihm der Helm im Kopfe stecken blieb, er vom Pferde fiel und nach dem Schinderhof gebracht wurde, wo er nach acht Tagen verstarb. Der Vertreter der Kirche wollte ihn, da er ohne Absolution gestorben war und zum unehrlichen Volk der Spielleute gehörte, nicht auf geweihter Erde begraben.

Wie aus anderen festlichen Anlässen, so werden auch zur Fastnachtszeit bestimmte Gebäcke hergestellt. Allgemein bekannt sind die Fastnachtsbrezeln. Auch sie sind auf altheidnischen Kult zurückzuführen; sie besaßen ursprünglich die Form der bronzenen oder auch goldenen Armbänder, die die alten Germanen ihren Recken mit ins Grab folgen ließen. Der alte deutsche Name für sie war Brezel oder Breze. Sie hießen im Mittelalter auch Bäume. Nun führen in manchen Gegenden Deutschlands die Brezeln eben-

falls die Bezeichnung Bäume oder Bäumeln. Somit kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß die Form der Brezeln sich aus der der metallenen Armringe, die die alten Germanen ihren Toten mit ins Grab gaben, entwickelt hat. Man kann sich ihre Entstehung in der Weise erklären, daß man an Stelle der immerhin kostbaren Armringe, die man zurückbehielt, Nachbildungen aus Teig anfertigte und damit die Leiche ausstattete.

Für Niederdeutschland sind als Fastnachtsgebäck bezeichnend die Heißwecken (Heitweggen, Heetweggen, Heetweggen oder kurz Hedewigs genannt). Es sind dies aus feinem Weizenmehl mit Rosinen hergestellte Milchbrötchen von kugelförmiger Form mit glatter Oberfläche; früher hatten sie eine viereckige Form, auch die eines Kreuzes. Die Heißwecken spielen eine große Rolle bei den Umzügen der Kinder im westlichen Niederdeutschland.

Von jeher bot der Fastnachtsabend Anlaß zu mehr oder weniger üppiger Lebensweise, besonders zum Trinken. Das muß früher sehr schlimm gewesen sein und zu wirklichen Saufereien und sonstigen Schlemmereien ausgeartet haben. Denn es gibt hierüber zahlreiche Verbote der Obrigkeit. So besteht ein Erlaß dahingehend, daß zwar ein ehrliches Bürgergelage in jeder Nachbarschaft (Bauernschaft) gestattet sei, doch „soll dabei kein üppiges, wildes und unartiges Leben geführt und das Gelage höchstens auf drei Tage, nicht, wie früher, bis zu neun Tagen ausgedehnt“ werden. Alle diese Verbote haben indessen dem Trinken zu Fastnacht kein Einhalt zu tun vermocht. Wie zu Vaterszeiten wird gerade an diesem Abend dem Alkohol besonders stark zugesprochen. Das geht auch aus einer kleinen, netten Geschichte hervor, die Wibbe aus Mecklenburg erzählt. Ein Bauernjunge fragte seine Mutter: „Moder, wann is dat grau Fest wier?“ Die Mutter zählte ihrem Sohne alle möglichen kirchlichen Feste auf, fand damit aber nicht die Zustimmung des Knaben. Schließlich sagte er zur Kennzeichnung des „großen Festes“: „Ick meine dat Fest, as se usse Vader besuopen upp 'ne Schufkaor nao Huus brachen“, worauf die Mutter ärgerlich losplätzte: „Holl't Muul, du Schnüffel; dat is Fastelabend“.

*

Woran starb der Bulle?

Da war keiner im Ort, der nicht in weitem Bogen auswich oder scheu hinter die Fenstergardinen verschwand, wenn der Pfarrer Sawelberg in Schönwalde (Kreis Raugard) die Dorfstraße entlang kam. Galt der geistliche Herr doch allgemein als ein recht scharfer Aggressor, der es sogar fertig brachte, wegen persönlicher Reibereien seine Gegner öffentlich in der Kirche derart abzukanzeln, daß kein Hund mehr ein Stück Brot von ihm nahm.

Nicht gerade für ihn sprach auch, daß sein Herz mehr, als man ihm gestatten wollte, irdischen Dingen zuneigte, weswegen er auch versucht hatte, eigenmächtig diese ihm zustehenden ortsüblichen Akzidentien zu erhöhen. Das erregte natürlich lebhaften Unwillen bei den Kirchenvätern, nicht zuletzt bei seinem Patronatsherrn, dem Oberflakleutnant Joachim Balthasar von Dewitz, einem Schwiegersohn des alten Verfflinger, der eine geharnischte Beschwerde an das Konsistorium losließ.

Der unmittelbare Anlaß zu diesem Schritt aber bildete nachstehender Vorfall:

Eine besondere Anziehungskraft auf die Dorfjugend übten von jeher zur Herbstzeit die rotbackigen Äpfel im Pfarrgarten und der alte Rebstock an der Kirchenwand aus. Wenn Hochwürden nicht zu Hause waren oder sein wohlverdientes Mittagsschläfchen hielten, dann nutzten die Rangen allzu gern die Gelegenheit, um sich an den verlockenden Früchten, die nach ihrer Auffassung der liebe Herrgott ebensogut für sie wachsen ließ, gütlich zu tun. Als der Pfarrer eines Tages, wohlgelaunt seine Tabakspfeife schmauchend, den gewohnten Kontrollgang durch die nähere Umgebung von Wohnhaus und Kirche unternahm, da galt seine Aufmerksamkeit wie immer zuerst dem Weinstock. Doch wer beschreibt seinen Ärger, als er entdeckte, daß Bösemichte diesem wieder einen Besuch abgestattet und die besten der goldig lachenden Trauben abgebrochen hatten.

Am darauffolgenden Sonntag aber brauste ein heiliges Donnerwetter über die gesenkten Häupter der zu andächtiger Stunde versammelten Gläubigen hin. Bei Vermeidung des Bannfluchs forderte der zürnende Gemeindegärtner den Übeltäter auf, hervorzutreten und sich mit ihm wegen des gestohlenen Gutes abzufinden. Habe er nicht den Mut, seine Schuld einzugestehen, so sei er mit Leib und Seele dem Teufel übergeben, der ihn bis an sein Lebensende peinigen und nach dem Tode in den brennenden Pfluhl der Hölle werfen werde.

Die Umfriedung des Kirchhofes war niedrig und zer-

fallen. Wenn morgens oder mittags wohlgemut der Ruhhirte mit seiner Herde vorüberzog, so war nicht zu verhindern, daß das Vieh gelegentlich über das bröckelige Gemäuer einen Abstecher auf den Gottesacker machte, um im Vorbeigehen einige Happen von dem hier üppig sprießenden Grase mitzunehmen. Wenige Tage nach der Strafpredigt in der Kirche kam aus dem Sutskuhstall die Kunde, daß der Dorfbulle eines schrecklichen Todes gestorben sei. Sequält von fürchterlichsten Schmerzen hatte er unter Stöhnen und entsetzlichen Augendrehen seinen Geist aufgegeben. Die Umstehenden aber bekreuzten sich Scheu und sahen einander verständnisinnig in die verängstigten Gesichter, denn jeder wußte, daß der Verblichene das Opfer seiner fleischlichen Begierde geworden war, indem er an jenem Unglückstage seine Zunge nach der verbotenen Frucht ausgestreckt und von den süßen Trauben genascht hatte. Nun war ihm der leibhaftige Satan in die Kaldaunen gefahren und sein Ende mit Grausen gekommen.

Sein Herr und Besitzer aber hatte allen Grund, die Schuld an dem Tode seines besten Stück Viehes dem Pastor beizumessen und sich in seiner Beschwerde bitter darüber zu beklagen, daß dieser, wie es wörtlich hieß, um einiger wertloser Weintrauben willen so freventlich eine „arme Seele“ ewiger Qual und Verdammnis überantwortet habe, anstatt seiner Gemeindeglieder Seelen Seligkeit zu suchen.

M. S.

KULTURLEBEN IN POMMERN

Der Pommergedanke im Reich

Es bestand schon eine ganze Anzahl von Pommernvereinen im Reich, als im Jahre 1929 von Edsm. Dr. Ernst Klindt in Halle a. d. S. der Ruf ausging, den Zusammenschluß aller Pommernvereine zu einem „Reichspommernbund“ herbeizuführen. Diese erste Tagung in Halle war ein voller Erfolg. Alle Mühe, die Edsm. Klindt mit dem Auffinden und Zusammenführen der Vereine gehabt hatte, wurde belohnt. Der Zusammenschluß der Pommernvereine im Reich wurde unter Aufrechterhaltung der vollen Selbständigkeit jedes einzelnen Vereins Tatsache. Ein großzügiges Programm wurde der neuen Bundesführung an die Hand gegeben. Ich erwähne daraus die wesentlichsten Punkte:

1. Alle Kräfte sollen zu einem gemeinsamen Eintreten für die pommersche Heimat, für ihre kulturellen und wirtschaftlichen Aufgaben, für Pflege der Sprachen, Sitten und Gebräuche, für Förderung heimatlicher Kunst und Art eingesetzt werden.
2. Engste Fühlungnahme soll mit den Landesleuten in der Heimat gesucht und gewonnen werden
 - a) durch gemeinsame Fahrten, auch Studienfahrten in die Heimat,
 - b) durch gemeinsamen Besuch bedeutender pommerscher Veranstaltungen.
3. Besondere Fürsorge soll der Heimat als Grenzgebiet gewidmet werden.

Mit diesem inhaltsreichen Programm wurden dem Reichspommernbund Ziel und Aufgaben für alle Zukunft gesetzt.

Die Reichstagungen in Stettin (1930) und Stralsund (1931) dienten dem weiteren organisatorischen Aufbau des Bundes. Die für 1932 in Kolberg geplante Zusammenkunft mußte wegen der politischen und wirtschaftlichen

Schwierigkeiten des Reiches ausfallen. Als Ersatz dafür fanden Ende 1932 und 1933 die Gauverbandstagungen in Berlin, Leipzig und Neumünster statt. Die drei Heimatfeste des Gauers Groß-Berlin in den Jahren 1932, 1933, 1934 nahmen einen glänzenden Verlauf. Zu der Veranstaltung des Jahres 1932 waren annähernd 4500 Personen erschienen. 1933 nahm der Bund an dem I. Greifswalder Heimatfest teil. 1934 hatte die Stadt Stralsund aus Anlaß der 700-Jahrfeier erneut zu einer Reichstagung in ihren Mauern eingeladen. Sern und freudig leistete man auch diesmal der Einladung Folge. Beide Feste brachten allen Teilnehmern unvergeßliche Eindrücke.

Daneben ließen es sich die meisten Vereine nicht nehmen, wiederholt auch von sich aus — mit der Bahn oder mit dem Autobus — in die Heimat zu fahren. Nach den Berichten waren diese Fahrten immer Höhepunkte des Vereinslebens, die den Mitgliedern neue Liebe zur Arbeit gaben.

Leider sind noch immer nicht alle Pommernvereine dem Reichspommernbund angeschlossen. Hier und da hängt das wohl mit der pommerschen Schwerfälligkeit, anderswo vielleicht auch mit unserer bekannten Dickköpfigkeit zusammen.

Bis jetzt gibt es im Reich 48 Pommernvereine, deren Anschriften im nächsten Heft des „Vollwerk“ veröffentlicht werden.

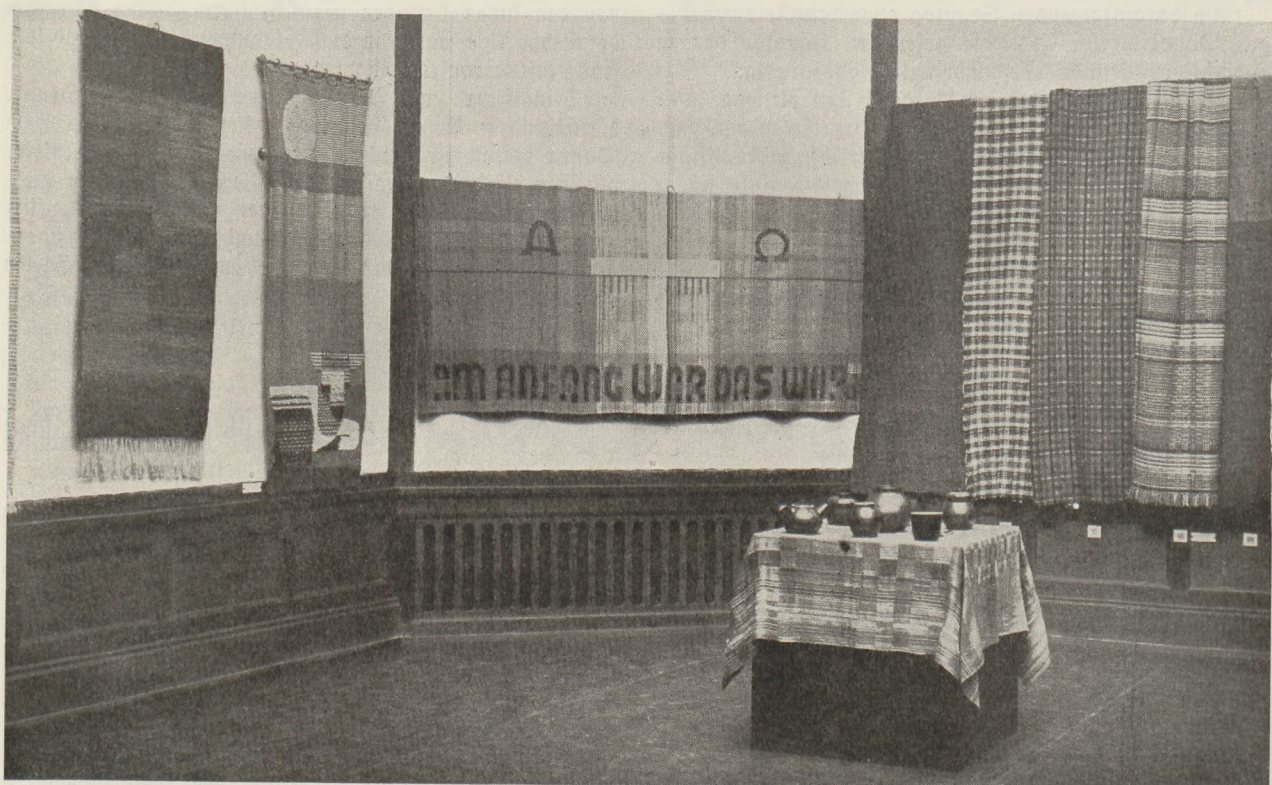
Walter Schröder.

Stadttheater Stettin

Am Sonntag, 3. März, kommt die neue Operette von Robert Stolz „Ein Mädel hat sich verlaufen“ zur Erstaufführung. Für Mitte März ist eine Neuinszenierung von Johann Strauß' Operette „Eine Nacht in Venedig“ geplant. Bei dieser Gelegenheit dürfte interessieren, daß Johann Strauß' „Wiener Blut“ sich als der bisher stärkste Operettenerfolg der ganzen Spielzeit

erwiesen hat und am 24. Februar bereits zum 25. Male auf dem Spielplan erschien. Es folgt im Schauspiel am 6. März „Krach im Hinterhaus“, eine handfeste und sehr publikumsfähige Berliner Milieukomödie des Eisenacher Dichters Maximilian Böttcher, die in der laufenden Spielzeit zu einem der stärksten Theatererfolge überhaupt geworden ist, und bereits von etwa sechzig Bühnen gespielt bzw. angenommen wurde. Freitag, 8. März, bringt eine Neuinszenierung von Wilhelm von Scholz' „Der Wettlauf mit dem Schatten“. Bei dem Werk handelt es sich um ein Kammerstück, das sich zwischen drei Personen abspielt und das Urerlebnis der Scholzschen Dichtung, Zufall und Schicksal, Schein und Sein, Spiegelbild und Wirklichkeit, in ihren Verkettungen gestaltet und dabei den wachen Theatergeist des Dichters aufs stärkste erweist. Als nächste Klassiker-Aufführung ist eine Neuinstudierung von Hebbels „Agnes

Bernauer“ für Ende März (voraussichtlich 22.) vorgesehen. Mit dieser Vorstellung setzt das Stadttheater seine in der vorhergehenden Spielzeit mit einer vielbeachteten Aufführung der drei Teile der „Nibelungen“ begonnene planmäßige Hebbel-Pflege fort, und zwar mit einem Werk, das wie kaum ein anderes wichtige politische Probleme unserer Zeit, insbesondere des staatlichen Rechts gegenüber der Einzelpersönlichkeit, in klassischer Form behandelt. Die Oper bereitet nach Puccinis „Gianni Schicchi“, einer heiter-burlesken Erbschaftskomödie in bestem Buffo-Stil, wieder ein erstes musikalisches Werk vor, und zwar Glucks „Iphigenie auf Tauris“, die für den 18. März vorgesehen ist. Am 29. März soll Cornelius' „Barbier von Bagdad“ folgen und damit ein zu Unrecht von den Bühnen vernachlässigtes urdeutsches Werk von schönstem musikalischem Gehalt dem Theater wieder zugeführt werden.



Neues deutsches Kunsthandwerk

Fot. Biedermann

Ausstellung im Stettiner Museum

Der Stettiner Museumsverein veranstaltete im Februar eine Schau deutscher Handwebereien der Gegenwart, die durch ausgewählte Proben führender keramischer Werkstätten wirkungsvoll ergänzt wurde. Im Mittelpunkt der Ausstellung standen Webereien führender norddeutscher Werkstätten wie der Städtischen Handwerkererschule Stettin, der Werkstatt von Alen Müller (Lübeck), Hablik-Vindemann (Ishoe) und Else Mögelin (Stettin). Die Kunst der Weberei und Bildwirkerei, die bereits im Mittelalter und der Renaissance gerade in Norddeutschland gepflegt wurde und echt volkstümlich gewesen ist, erfährt in der Gegenwart einen lebhaften Aufschwung. Das erwiesen die aus naturfarbener Schafwolle gewebten Wandbehänge und Decken von Alen Müller, in deren schlichter und gradliniger Gestaltung sich ein für den norddeutschen Menschen charakteristisches Empfinden äußert. Die verschiedenen Möglichkeiten der Innenraumgestaltung durch die farbige Abtönung und bildliche Thematik zeigten die Arbeiten Else Mögelins, unter denen vor allem einige

für den Schmuck kirchlicher Räume bestimmte Wand- und Altarbehänge auffielen. Die edle, von jeher in Deutschland besonders hochstehende Töpferkunst kam zur Geltung mit den feinen, zierlichen und durch Glasuren in gedämpften Farbtönen ausgezeichneten Arbeiten Otto Lindigs, die herberen, formstrengen Schalen und Gefäße von Auguste Papendieck (Bremen) und durch neue Töpfereien der Städtischen Handwerkererschule Stettin.

Zur Ergänzung dienten Holzschnitte von Herbert Tuchsolski, in denen die norddeutsche Küstenlandschaft in wirksamem Gegensatz von Schwarz und weiß großzügig gestaltet ist. Ferner Darstellungen der ostdeutschen Landschaft von Alice Brasse-Forstmann. Albert Birke, ein junger Schwäbischer Künstler, der den Stettiner Hafen mit eigenen Augen gesehen und vor allem die atmosphärischen Stimmungen, namentlich der trüben, dunstigen Tage, mit starkem Gefühl erfaßt. Auch aus seinen Zeichnungen, deren beste die großen Formen des Riesengebirges wiedergeben, spricht eine starke Begabung.

Die litauische Unehrllichkeit

Unter diesem Titel veröffentlicht der „Völkische Beobachter“ Auszüge aus einem Bericht der internationalen Sonderkommission der Botschafterkonferenz im Jahre 1923, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten, und deren wichtigste Sätze wir zum Abdruck bringen. Die Schriftleitung des „Völkischen Beobachters“ bemerkt dazu u. a. folgendes: Die gesamte litauische Politik gegenüber dem Memelgebiet trägt von Anfang an den Stempel der Unwahrheit an der Stirn.

Mit Rücksicht auf das augenblickliche Ränkespiel Litauens ist es nämlich interessant, den Bericht der internationalen Sonderkommission der Botschafterkonferenz, bestehend aus dem Engländer Fry, dem Franzosen Clinchant und dem Italiener Aloisi, zu lesen. Der Bericht ist am 6. März 1923 an die Botschafterkonferenz gerichtet worden. Darin heißt es u. a.:

„Die Kommission beschränkt sich hier darauf, die dank den an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen erzielte Wahrheit über einige sehr komplizierte, das Memelgebiet betreffende Fragen festzustellen, die die litauische Diplomatie und Propaganda mutwillig verschleierte und verdreht hat, und der Botschafterkonferenz gleichzeitig mit unparteiischen Befolgen einige Gedanken mitzuteilen, die ihr vielleicht bei den Verhandlungen über das Memeler Statut von Nutzen sein können.

Trotz gegenteiliger Behauptung der Mitglieder der litauischen Regierung und ihres Vertreters in Memel kann nicht abgestritten werden, daß der Gewaltstreich (coup de force) vom 10. Januar von der Komwoer Regierung erdacht, vorbereitet und eingeleitet worden ist.

Memel, die älteste deutsche Stadt in Ostpreußen, hat niemals zu Litauen gehört. Im 13. Jahrhundert trafen Ritter vom Schwertbrüderorden, einem Zweige des Deutschen Ordens, aus Riga kommend, auf der Stelle ein, wo heute Memel steht, bildeten dort eine Kolonie und bauten eine Burg. Damals waren die Bewohner des nördlichen Gebietsteiles Letten, die des südlichen Gebietsteiles Litauer. Hinsichtlich der Rasse sind die Litauer, Letten und alten Preußen Brüder. Sie gehören alle zur baltischen Familie, und es ist kaum nötig, zu erwähnen, daß sie mit den Slawen nichts gemein haben. Die Bewohner des Memelgebiets wurden stark germanisiert. In der Stadt wohnen fast nur Deutsche. Anders kann es ja auch nicht sein, da die deutsche Grenze seit 500 Jahren unverändert geblieben ist.

Die Ostgrenze des Memelgebiets, die frühere russisch-deutsche Grenze, stellt eine wirkliche Scheidung ohne Übergang zwischen zwei verschiedenen Zivilisationen dar. Mindestens ein Jahrhundert trennt sie voneinander. Es ist eine richtige Grenze zwischen West und Ost, zwischen Europa und Asien!

Während sich sämtliche Führer der Deutschen, mit denen die Kommission zusammentraf, für einen Volksentscheid über die Unabhängigkeitsfrage des Memelgebiets aussprachen, zeigte kein Caryba-Litauer den Wunsch nach einem Plebiszit. Diese Tatsache zeigt deutlicher als alle Statistiken, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht litauisch ist . . .

Aus diesem Grunde hält es die Kommission für ihre Pflicht, die Botschafterkonferenz auf die Notwendigkeit hinzuweisen, daß das Memeler Statut unter die Kontrolle des Völkerbundes gestellt wird.

Paris, den 6. März 1923.

gez.: Clinchant, Aloisi, Fry.“

Die litauische Verdrehungspolitik, die von der Sonderkommission treffend charakterisiert worden ist, ist dazu geeignet, den Frieden im Osten andauernd zu gefährden. Sie hat jetzt die Dinge auf die Spitze getrieben. Die Verantwortung für die Folgen dieser durch Litauen geschaffenen Lage tragen auch die Garantiemächte der Memelkonvention. Es ist im Interesse der Befriedigung des Ostens Pflicht der Garantiemächte, die Konsequenzen aus dem Bericht der von ihnen beauftragten Kommission zu ziehen.

Notstandsarbeiten in Polen.

Der polnische Minister für soziale Fürsorge hat die Ausdehnung der Notstandsarbeiten angekündigt, so daß etwa 300 000 Arbeitslose für einige Zeit Arbeit finden sollen. Zur Finanzierung dieser Notstandsarbeiten soll ein Teil des verfügbaren Fonds der Sozialversicherungsinstitute und ein Teil der Beiträge zur Sozialversicherung verwendet werden. Die Arbeiten sollen am 1. April beginnen.

Die Güterparzellierung in Posen und Pommerellen.

Zur Veröffentlichung der Liste derjenigen Güter, die laut Beschluß des polnischen Ministerrats im laufenden Jahr parzelliert werden sollen, schreibt die „Rattowitzer Zeitung“: Es handle sich um die zwangsweise Parzellierung von 22 400 Hektar Privatgrundbesitz, wobei der größere Teil aus ostpolnischem Grundbesitz bestehe. Dagegen handle es sich bei den Gütern, die in den Wojewodschaften Posen und Pommerellen parzelliert werden sollen, fast ausschließlich um deutsche Güter. In Pommerellen ist der amtlichen „Iskra“ zufolge überhaupt kein einziges polnisches Gut auf die Liste gesetzt worden. Im vorigen Jahr sind in den beiden Wojewodschaften etwa 6000 Hektar deutschen Grundbesitz enteignet worden. Auch die Bromberger „Deutsche Rundschau“ beschäftigt sich mit dieser für das Deutschtum so wesentlichen Frage. Das Blatt schreibt: „Der Deutsche wird durch Zwangsparzellierung aus Pommerellen verdrängt. Dem Deutschen wie dem Polen ist aber das ererbte Land, auf dem seine Väter gestorben sind und auf dem seine Kinder leben wollen, unendlich wertvoll. Die jahrelange Parzellierung hat stets in erster Linie das Deutschtum betroffen, so daß heute auch der städtische deutsche Beruf, der in starker Abhängigkeit vom deutschen Landwirt steht, von Monat zu Monat größeren Sorgen entgegengeht.“

Die Fünfzehnjahrfeier der Gewinnung der „polnischen See“

Aus Anlaß der fünfzehnten Wiederkehr des Tages, an dem polnische Truppen Pommerellen und den an Polen gefallenen Teil der Ostseeküste besetzten, fanden sowohl in Gdingen als auch in Warschau und vielen anderen Städten Polens Feiern statt, die von der Polnischen Meeres- und Kolonialliga veranstaltet wurden. In Gdingen wurde bei dieser Gelegenheit ein Geschenk, ein Ehrenpokal, der neuen italienischen Stadt Vittoria für die Stadt Gdingen durch einen italienischen Delegierten, den Grafen Cittadini, überreicht. Bei der Warschauer Feier schilderte General Kwasiński den Tag vor fünfzehn Jahren und schloß seine Ausführungen mit dem Hinweis, daß das polnische Volk „aus einer Nation von Landratten zu einer Nation von Seewölfen“ umgestaltet werden müßte. Die gesamte polnische Presse brachte entsprechende Artikel, die die Bedeutung der Erreichung der Ostseeküste für die wirtschaftliche und politische Entwicklung Polens darlegten.

Sorgenfrei

Neu hinzutretenden Abonnenten werden die bisher erschienenen Fortsetzungen des Romans auf Anforderung kostenlos übersandt.

„Wirklich“, antwortete Ramm, „Sie sagen es!“ Er öffnete noch eine Tür, und wir traten ein. Ein großer Raum, einem Turmzimmer gleich, Fenster nach drei Seiten, sehr hell. Die Einrichtung nicht schöner als in den anderen Räumen, aber doch unauffällig und schmucklos. Die Schönheit dieses Zimmers lag nicht in seinen Möbeln, sie lag in der großen, großen Welt, die da frei und ungehindert zu den Fenstern hereindrang, Luft, helles Licht, Erde, Wasser und Himmel, alles zusammen, was die Welt ausmacht; sie strömte, ja strömte herein und breitete sich aus und war da.

Da standen wir im hellen Licht und es war, wie wenn Musik uns unerwartet trifft, uns den Atem nimmt und Tränen in die Augen preßt. Wir waren dem Himmel sehr nah, von der Erde sahen wir nur die weiten Dinge, Wiesen und Felder und Wald, und auch das Meer, eine silberne Tafel.

Wir stehen und schweigen, wir setzen uns und blicken stumm hinaus. Der Wind singt in den Fenstern, so diese alten Lieder; man hörte als Kind ihnen zu, man liebte als Kind diesen Gesang. Es ist das leise Summen in den Fugen der Fenster, — Zimmer und Haus sind des Windes Instrument. Wir sprechen nichts. Wie kann man sprechen, wenn es singt!

Aber Ramm öffnet dann doch den Mund, er hatte wieder einmal Eile. Natürlich muß er auch über dieses Zimmer eine Bemerkung machen. Ich wartete schon darauf. „Ich meine, hier ließe es sich leben“, sagte er.

Aber die Frau, die noch in einem Lehnstuhl nahe dem Fenster saß, deren Augen nicht mehr traurig schienen, deren Rinderhände nun weit geöffnet, das Innere nach oben, in ihrem Schoße ruhten, sprach still vor sich hin: „Leben, ja, — das Leben erleben.“ Ganz einfach sagte sie das, ohne Absicht und Betonung, so aus dem Herzen herauf. Ich kann es nicht vergessen.

Ramm aber glaubte, sie habe ihm nur zugestimmt. „Ob gerade sorgenfrei, ist eine andere Frage“, fügte er hinzu. Dann drängte er uns zum Gehen. Die Frau wandte sich noch einmal um und sagte wie ein scherzendes Kind: „Schönes Zimmer, leb wohl. Einen Namen sollst du haben, wie nenn' ich dich bloß —? Ach, ich nenne dich: das Leben, das wirkliche Leben!“

Ramm erwiderte: „Sei so gut und laß es dir nicht einfallen, nun sämtlichen Räumen des Schlosses einen Namen zu geben. Und was das wirkliche Leben betrifft, das erwartet uns unten.“

Ich habe um diesen Ramm meine sorgenden Gedanken, sie lassen nicht von ihm los. Er gefällt mir nicht ganz, nur halb. Ein tüchtiger Arbeiter ist es — er versteht, seine Hände zu regen und hat auch den Willen dazu, einen heißen, überheißigen Willen. Ist es ein guter Wind, der seinen Willen so in Flammen setzt? — Er ist nicht des Glückes Freund, an seinen Sohlen klebt Pech, er dreht sich nicht natürlich im Tanz und bedarf

eines Windes, der künstlich ist. Und ob er aushält bis zuletzt, bis die Musik seines Lebenstanzes schweigt?

Ich traue es ihm zu, daß er vor der Zeit aus dem Kreise tritt, vor seiner Zeit, und sich fallen läßt, wohin er eben fällt. Seine Augen sprechen davon, — er gehört zu den Menschen, die nicht wissen wollen, daß sie ihre Zeit haben.

Es war mein letzter Abend in Sorgenfrei, die Frau schaffte in der Küche, kam noch zu uns herein und sagte mir Lebewohl. Wir werden am nächsten Tage sehr früh abreiten, und darum sagt sie mir jetzt schon Lebewohl. Ich bleibe mit Ramm allein, und wir reden. Das heißt, Ramm spricht, und ich höre ihm zu. Ich denke dabei: was redest du immer von deiner Gerste und deinem Vieh? Was redest du jetzt so ewig von einer Kuh, die täglich 20 Liter geben soll? Die Kuh sei gesegnet, deine Agronomentüchtigkeit sei gesegnet, Ramm, aber ich traue dir nicht. Du willst ja etwas ganz anderes sagen, als was du sprichst!

Habe ich nicht recht? Da beginnt sein Redefluß schon zu gerinnen; er windet sich auf seinem Stuhl, leuchtet, fährt mit den Händen durch die Haare. „Was soll werden?“ fragt er.

„Na ja“, sage ich, „werden soll, was werden wird.“

„Erbarmen Sie sich“, ruft Ramm, „ich meine die Lage, den Krieg! Wie wird es für uns enden, wenn die deutschen Soldaten das Land für immer verlassen müssen?“

„Das wird sich finden“, sage ich, „alles findet sich.“

„Schweigen Sie doch!“ schreit Ramm plötzlich. „Sie wissen nichts. Sie ahnen nichts! Sie sind mit sich allein. Vom Leben kann nur reden, wer seine Schmerzen kennt, und von den Schmerzen weiß nur, wer einen anderen Menschen mehr liebt als sich selbst. Alles andere, was da um das eigene Ich geht, ist Rindererei. Ich verbiete es einem Junggesellen, das Wort Sorge in den Mund zu nehmen. Er entweiht es. Was bezeichnet er denn damit? Leibschmerzen Haarausfall und enttäuschten Ehrgeiz!“

„Sehr richtig“, sage ich, „aber ich habe auch kein Wort von Sorge gesprochen!“

„Eben das ist es. Sie kennen sie nicht!“ erwidert er, immer noch zornig.

„Nun denn, Ramm, wir wollen auf der Erde bleiben und wie Titänner sprechen. Sie sind ja nicht von gestern, es ist nicht das erste Unheil, dem Sie entgegensehen. Sie waren verarmt und ohne Brot und haben diese Stellung hier gefunden. Sie waren allein und fanden Ihre Frau. Der Aufstand im vorigen Jahr verbrannte hier das Land, aber Ihnen hat er kein Haar versengt. Sie leben noch, beide.“

„Wir saßen hier, sonderbarerweise, wie auf einer Insel.“

„Sehen Sie! Und Inseln gibt es immer wieder und überall. Man darf sich aber nicht hinstellen und den Ozean des Lebens nach Inseln absuchen bis an den Horizont. Man übersieht dann leicht die nächste!“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fährt Ramm mich an. —

Es ist schwer. Was soll ich ihm antworten? Darf ich jetzt sagen: Ramm, Sie sorgen sich, Sie sind von der Sorge ganz zerfressen, und Sie sagen, diese Sorge gilt Ihrer Frau. — Warum tun Sie das? Erkennen Sie nicht, daß Ihre Frau, dieses gnadenreiche Wunder, selbst die Auflösung ist alles dessen, was man Erdenjorgen nennt?

Sie ist doch da, kein Mensch, kein Unglück, kein Mord kann sie Ihnen nehmen, wenn Sie nur selbst wissen, wer sie ist. Kommt der Tod auf Sie und diese Frau, so ist er kein Untergang, wenn Sie es vermöchten, ganz in ihr und durch sie zu leben.

Ist sie selbst nicht das Schicksal, das Sie lieben müßten? Wem wurde es so sichtbar und lieblich auf den Lebensweg gestellt, wer wurde so beschenkt wie Sie!

Sind Sie taub und blind? Sahen Sie in ihr nicht das ruhende, gesammelte Sein, wie es stärkend unvergänglich ist? Sahen Sie nicht, wie sie schauderte in der öden Leere jenes Hauses, dem der Name Sorgenfrei wie ein Titel auferlegt wurde, der erlöst und entzaubert werden muß, — wie sie zum ersten und einzigen Male unter traurigen Augen erstarrte, als sie davon sprach, daß sie mit ihrem Sein und Tun sich so vergeblich fühlen müsse, im Wachen und im Traum? Hörten Sie nicht, wie sie aufatmend dort oben, als Licht und Welt in großer Fülle auf uns hereinbrach, sagte, hier begänne das wirkliche Leben?

Sie hörten das nicht. Sie drängten uns hinunter und murrten, das wirkliche Leben läge unten. Ja, dort sehen und dort suchen Sie es!

Darf ich Ihr Gesicht vom Boden erheben, darf ich Sie lehren, nach Bildern und Gleichnissen zu schauen und von ihnen das Licht zu nehmen, ohne das unser Leben nur ein Irrtum ist?

Darf ich, ein Zugereister, Zufälliger zu Ihnen von Liebe sprechen, darf ich Ihnen sagen, wer Ihre Frau ist? —

Ich tat es nicht, ich schwieg. Ich glaubte nicht, daß ich berufen sei, einem Ehemann zu sagen, wer seine Frau wäre. Es war sehr töricht. Ich fürchtete, daß er alles mißverstünde. Er war so von jener Art Männer, die dergleichen nicht ertragen können, die plötzlich den Ton des Herzens mit gesellschaftlichen Redensarten abwürgen: Mein Herr, ich brauche doch nicht anzunehmen, daß Sie am Schicksal meiner Frau einen Anteil nehmen, der — — — und so fort. Solch ein Männergeklön hätte ich nicht ertragen. Ich schwieg also, dann fragte ich nach dem einzelnen, ob er denn nicht fortziehen wolle, wenn die Gefahr erdrückend würde.

Nein, fliehen könne er nicht, er wisse nicht, wohin, es gebe keine Flucht. Das Leben habe sich ihm überall feindlich gezeigt, nur hier in Sorgenfrei sei es in der Arbeit ihm gnädig gewesen, und hier müsse es enden.

„Aber es geht Ihnen doch um Ihre Frau, denke ich!“

Ramm antwortet nicht, er vergräbt sein Gesicht hinter den Händen, seine Schultern zucken. „Ich weiß es nicht“, sagt er, „ich weiß es nicht. Es ist meine Frau, es ist die Arbeit, es ist alles in allem. — — — Daß man sich selbst hassen muß, und doch nicht von sich absehen kann!“

Der Sergeant verhielt sein Pferd und wies mit der Hand geradeaus. „Der Kreuzweg!“ sagte er. „Jetzt haben wir ihn erreicht.“



Die Rücklage

für Fälle der Not darf nie vergessen werden. Regelmäßig sollen kleine Beiträge zu uns.

Das schützt vor Entbehrungen, trägt Zinsen und führt zu sicherem Wohlstand

Darum

spare auch Du bei der

Städtischen

Sparkasse zu Stettin

Magazinstraße 1

und ihren Nebenstellen:

- I. Moltkestraße 12,
- II. Alm Bollwerk 12/14,
- III. Falkenwalder Straße 189,
- IV. Gießereistraße 23 a,
- V. Hohenzollernstraße 9,
- VI. Kreckower Straße 69,
- VII. Pöhlker Straße 58,
Schlachthof, Alm Dunzig 18

Ja, nun waren sie am Kreuzweg angekommen. Sie ritten einen Hügel hinab, ihre Straße stieg jenseits wieder zu einer Höhe hinauf und lief weiter schnurgerade vor ihnen her. Aber über den Kamm, der wie ein harter Strich unter dem Himmel stand, kam eine Reihe von Bäumen gelaufen und stieß dort vor ihnen mit ihrer Straße zusammen.

Das war die Kreuzung. Sie ritten im Schritt den Hügel hinauf, sie kamen ihr nah, die Vordersten stockten. Da hörten sie den Leutnant rufen, und Bartels gab es mit starker Stimme weiter: „Tete rechts!“

Also bogen sie ein und ritten nach rechts, den Weg zum Meer hinauf.

Denkt, was ihr wollt, legt euch euren Willen zu recht, unterstellt euch der zwingenderen Pflicht! Ihr wißt noch nicht, was euch zwingen wird, ehe die Stunde gekommen ist. —

Sie ritten nach Norden, eine Stunde, vielleicht auch länger, da stießen sie auf einen Haufen bewaffneter Männer. Sie kamen daher wie ein Rudel Hunde, das herrenlos über die Erde fährt und in jedem Winkel nach einem Bissen schnobert. Ein Wink mit der Lanze, ein paar Schüsse, und die Bande flog auseinander. Ein Vorwerk neben der Straße war von ihnen geplündert worden, aber sie hatten nicht alles genommen. Mitten in ihrem Tun waren sie aufgestoben wie ein Schwarm Krähen, um sich an einem anderen Platz wieder niederzulassen.

Der Vogt auf dem Vorwerk sagte, sie seien ohne einen Führer und sinnlos betrunken gewesen. Das Rauben wäre ihnen zu beschwerlich gefallen, und selbst ein Feuer anzulegen, sei ihnen mißlungen.

Der Vogt sagte, die Kerle seien von Sorgenfrei gekommen. Dort hätten sie all ihre Munition verschossen und den letzten Verstandesrest vertrunken. Es sei ein gewaltiges Flintenkonzert über den Wald gedungen, aber er wisse nicht, was dabei geschehen sei. —

Der Leutnant wollte nicht bis auf den Gutshof reiten. Er ließ im Holz absteigen und ein paar Mann bei den Pferden zurückbleiben. Die andern gingen in einer Schützenlinie vor, schlugen einen Bogen und drangen von rückwärts in den Park. Büsche und Bäume verwehrten ihnen die Sicht; plötzlich standen sie vor der gewaltigen Front eines Hauses, das bis in die Wolken zu ragen schien.

Der Leutnant ließ sie in den Schutz der Bäume zurücktreten. Von einem erhöhten Platz aus blickten sie über den Hof. Die Gebäude schienen unverfehrt, nirgends stieg Rauch auf, nur an dem kleinen Wohnhaus dort waren alle Scheiben zerschlagen, leere Blumentöpfe aus den Kästen genommen und vor der Haustür auf einen Haufen geworfen. Auf dem Dach fehlten einige Ziegel.

Nichts rührte sich, der Hof lag still wie an einem Sonntag. Die Stalltüre standen offen, aber kein Laut drang heraus, kein Huhn ging über den Mist. Nirgends ein feindliches Gesicht.

Was hinderte den Leutnant, offen auf den Hof zu treten, die Ställe und das Verwalterhaus abzusuchen? Was zwang ihn, so behutsam zu sein, das Versteck im Park innezubehalten und das große, verwunderliche Haus so wichtig zu nehmen, wie er es tat? Glaubte er, daß noch Plünderer sich darin verborgen hielten? Von seinen Leuten glaubte das keiner.

Durch eine Hintertür drangen sie dann ein, einige mußten draußen bleiben und nach allen Seiten sichern.

Der Leutnant schien das Innere des Schlosses zu kennen, aber doch verirrte er sich. Er konnte aus dem Souterrain den Zugang zum Treppenhaus nicht finden. Wer jah auch je solch ein Schloß!

Da waren die Wirtschaftsräume, und wie sahen sie aus! Schränke lagen umgestürzt, zu Bergen war zerbrochenes Geschirr gehäuft, leere Flaschen lagen in Mengen herum, und alles war auf eine fast unbegreifliche Weise befudelt und zerstört. Hatten Menschen das angerichtet, oder war ein Ungeheuer der Sage aus dem Meer getaucht und hatte mit riesigen Pranken und geiferndem Rachen eine Vergeltung geübt?

Da erblickten sie über sich an der weißgetünchten Decke der Küche die Spuren nackter, schmutziger Füße. Sie zeigten sich das, sie wunderten sich, sie lachten, und dann packte sie ein Grauen. Es waren doch nur Menschen gewesen; kein tierisches Ungeheuer kann ihnen gleichen, wenn sie im Trunk und in Rache rasen und ihre Vernunft sich in wütende Absicht verkehrt.

Endlich fanden sie in das Erdgeschloß hinauf, gingen suchend durch die großen Räume, leise auftretend, den Karabiner in den Händen, aber nichts rührte sich.

Hier fanden sie auch keine Verwüstung mehr. Die Säle lagen unberührt in ihrer öden Pracht, das Gold glitzerte matt von den Wänden, die Figuren aus Gips standen stumm auf ihrem Platz, kein Sessel schien verückt. Sie strichen mit den Händen über die Polster. „Seidel“ sagten sie. Der Leutnant drängte weiter.

Sie stiegen höher und fanden auch dort nichts, keinen Menschen, von einem Menschen nicht den Rest, nur Räume, immer neue Räume. Noch lange sprachen sie von den vielen Zimmern dieses Schlosses.

Der Leutnant, obwohl er sich auszukennen schien, verlief sich doch immerfort. „Hier nicht, — und hier nicht!“ sagte er, und dann warf er in zorniger Eile eine Tür zu, die er für einen Augenblick geöffnet hatte.

Es scholl krachend wie ein Flintenschuß durch die gewaltigen Räume, und sie lauschten, ob sich nun nichts rühren wollte, aber alles blieb still. Hinter der für kurz geöffneten Tür hatten sie eine Kammer erspäht, die ganz mit kalten blauen Racheln umkleidet war.

Der Leutnant drängte heftig weiter, er wurde immer eiliger und erregter, suchte und suchte und hielt endlich vor einer Tür an. Die ginge in ein neues Treppenhaus, das noch einen Stock höher führe, sagte er, und da müßten sie hinauf.

Aber die Tür war verschlossen und wehrte sich gegen jeden Druck. Sie barst erst aus ihrer Füllung, als Bartels sich gegen sie warf. Über der schmalen Treppe, die sie hinaufstiegen, war aus Trüben und Stühlen eine Barrikade errichtet, dahinter stand ein Mensch, ohne sich zu rühren und stumm, nicht anders als die Gipsfiguren unten in der Halle.

Als sie auf ihn zusprangen, fiel er ihnen wie ein gefällter Baum lautlos entgegen. Bartels fuhr ihm in die Arme und hielt ihn, — er wäre sonst in den Schacht der Treppe gestürzt.

Sie rissen die Barrikade auseinander, stürmten über sie fort, der Leutnant voran. Hier waren nur kleine Zimmer, im ersten lag ein alter Mann auf einem Divan unter gefalteten Händen, feierlich und schön anzusehen.

Das Zimmer hinter diesem war auch nicht groß und trotz dem späten, wolkigen Tag sehr hell.

Es waren so viele Fenster da, ja, drei Wände hatten Fenster, und eines stand offen.

(Schluß folgt.)

BUCHBESPRECHUNGEN

Das Erbe der Frickes

Bauernromane sind in letzter Zeit wie Pilze aus der Erde geschossen. Das hat zur Folge, daß leicht jeder Roman, der den Bauern und das Leben auf dem Lande schildert, als Massenerzeugnis angesprochen und nicht mehr gern gelesen wird. Deshalb ist es wichtig, auf die besonders guten Neuererscheinungen auf diesem Gebiet mit Nachdruck hinzuweisen. Das „Erbe der Frickes“ von Hans Hermann Wilhelm ist frei von dem oft etwas ins Süßliche gehenden Charakter der älteren Bauernromane, aber auch von den oft zum Schlagwort gewordenen Worten unserer Zeit: Blut, Scholle, Erdverbundenheit usw. macht Wilhelm keinen Gebrauch. Mit einem gelegentlich an Jola gemahnenden Realismus stellt der Verfasser die Frickes vor den Leser hin, die feinen und die groben aus der Heide, die Spökenkieker und die Leichtlebigen, die Kämpfer gegen den Häusler, gegen den Knecht, gegen das Finanzamt; er kennt auch den „antikollektivistischen“ Bauernschädel mit seinem Besitzeregoismus jeglicher Form, aber auch das Schöne der Landverbundenheit ist ihm nicht fremd. — Berlin 1934, Brunnen-Verlag Willi Borchhoff G.m.b.H. 505 Seiten. Broschiert 5,— RM, Leinen 6,80 RM.

Der deutsche Frauenarbeitsdienst

Toni Saring, die Begründerin des Frauenarbeitsdienstes in der Ostmark, widmet ihre Schrift dem „jungen Frauengeschlecht“. Der Frauenarbeitsdienst soll der Anteil der weiblichen Jugend an der Zeit des großen Aufbruchs sein. Mit echter Fraulichkeit wird hier das Problem des Arbeitsdienstes angepackt. Berücksichtigung der seelischen Veranlagung, Verständnis für das Schaffen des Mannes und für staatspolitische Notwendigkeiten machen das Büchlein besonders wertvoll, das hoffentlich recht zahlreiche Vertreterinnen des „jungen Frauengeschlechts“ davon überzeugt, daß man Anerkennung nicht durch Ansprüche wahr, sondern nur durch Arbeit und Verantwortung. (Kranich-Verlag, Berlin. Preis 2,— RM.)

Albert Forster

Von Wilhelm Löbsack. Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg. Kart. 1,80 RM, Leinen 3 RM.
Als Achtundzwanzigjähriger berief der Führer 1930 Albert Forster, der gleichzeitig der jüngste Reichstagsabgeordnete der NSDAP wurde, zum Gauleiter Danzigs. In glänzender Weise hat Forster das Vertrauen Adolf Hitlers gerechtfertigt. In der geschicktesten Art hat er die Danziger NSDAP durch alle Fährnisse und Schwierigkeiten, die sich aus der besonderen, durch das Versailleser Diktat entstandenen Lage der alten Hansestadt ergaben, er-

folgreich hindurchgelenkt. In unermüdlicher Kleinarbeit rüttelte er das Danziger Volk auf, bis die Wahl des 28. Mai 1933 eine absolute nationalsozialistische Mehrheit brachte. Dieser große Erfolg stellte Albert Forster in die erste Reihe der nationalsozialistischen Führerschicht. Daneben ist auch der vorbildliche Aufbau der deutschen Angelegenheit im Dritten Reich sein Verdienst. Man kann der Biographie dieses treuen Gefolgsmannes Adolf Hitlers aus der beruflichen Feder eines seiner nächsten Mitarbeiter weiteste Verbreitung wünschen. mo.

Die goldenen Berge

Die große Ballade jener Zeit: Das Märchen vom Jung der Welfer übers Meer und ihrer ersten deutschen Kolonien führt Will Erich Deukert uns vor Augen. Die deutschen Kaufleute und Reiter Georg von Speyer und Hutten geben hinaus nach Klein Venedig, das Land der Goldenen Ragitten zu finden: Ein Alexanderzug von unerhörten Geschehnissen. Am Ende steht der heldenhafte Untergang im letzten Kampfe, das Nibelungenschicksal. — 320 Seiten. Leipzig 1934. Paul-Liess-Verlag. Geheftet 3,50, Leinen 5,20 RM. ly.

Sonnenjöhne

Nicht ein einzelner, sondern ein ganzes Volk, die nordische Rasse, ist Träger dieses Romans von Karl Ranig. Ein eindrucksvolles Bild der nordischen Seele mit ihrer immerwährenden Sehnsucht nach dem Licht, ihrem Fernweh wird dem Leser vermittelt, wie er ebenfalls auch die äußere Ausbreitung der nordischen Rasse über den Erdball, ihre kulturelle Entwicklung von der Steinaxt zum Bronzeschwert und die Schaffung gewaltiger Kulturdenkmäler miterlebt. Das Buch ist belehrend und bereitet zugleich Feierstunden der Seele, weshalb es in die Hände jedes artrechten Deutschen gehört. — Leipzig 1934. Koehler & Amelang. 224 Seiten. Ganzleinen 4,20 RM. ly.

Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk

Von Herbert Freudenthal. Verlag Walter de Gruyter, Berlin. Preis 0,90 RM.

Auf rund 50 Seiten umreißt Herbert Freudenthal, Direktor der Hochschule für Lehrerbildung in Hirschberg, die volkserzieherische Sendung der Volkskunde in unserer Zeit. Hatte bis vor wenigen Jahren noch die Volkskunde einen stark „musicalen“ Charakter, so ist sie heute lebendige Wissenschaft und bedeutender Faktor im nationalsozialistischen Neubau der Erziehung und Bildung. Die Gedankengänge des Verfassers sind eindeutig und klar — sie rücken das Volk und das Volkserleben in das wissenschaftliche Bewußtsein. Wir können die Schrift Volkskundlern und Lehrern warm empfehlen. ri.

LANDSCHAFTLICHE BANK FÜR POMMERN

(Central-Landschafts-Bank)



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

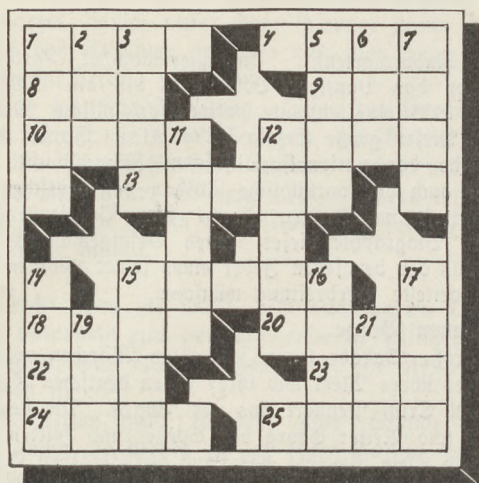
Fernsprech-Sammel-Nr. 254 21

Postscheck-Konto Stettin 1436

Körperschaft öffentlichen Rechts
Amtliche Hinterlegungsstelle für Mündelgelder

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten
Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschuß der Mieter

RÄTSEL



Silberrätsel

a — be — ber — bor — del — de — di — do —
e — e — e — e — ein — en — er — fa — ge — ger
— han — haus — hi — i — i — jo — li — ment —
mi — mi — ne — ne — nes — nis — now — o — on
— pi — ra — ran — re — rü — sän — sche — son —
ta — ta — tes — thaph — the — ti — trau — wei
— zahl.

Aus den vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden, deren erste und letzte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort nennen.

1. männlicher Vorname, 2. Baum, 3. Stadt in Indien, 4. berühmter Erfinder, 5. unartiges Kind, 6. Sagengehalt, 7. Berggeist, 8. asiatische Insel, 9. Grabinschrift, 10. Nachahmung, 11. Baum, 12. Baumerk, 13. Stadt in Brandenburg, 14. Mädchenname, 15. Künstler, 16. Willenserklärung.

Der Einäugige

Ein Einäugiger traf einen Bekannten, der im Besitz seiner beiden Augen war. Dieser bemitleidete den Einäugigen: „Ach, du armer Kerl, mit deinem einen Auge kannst du nicht so viel sehen wie ich mit meinen beiden Augen.“ „Was willst du“, sprach der Einäugige, „ich sehe mehr als du!“ Und er bewies es seinem Bekannten.

Auflösung der Rätsel aus dem Februarheft:

Kreuzworträtsel

Waagrecht: 6. Quecksilber, 7. Islam, 9. Asche, 10. Falle, 12. See, 13. Rap, 14. Mai, 15. Leber, 17. Ideal, 18. Nacht, 20. Großmutter.

Senkrecht: 1. Düsseldorf, 2. Schaf, 3. Aft, 4. Blufe, 5. Weihnachten, 8. Makel, 9. Alpen, 11. Lab, 15. Vasso, 16. Ratte, 19. Amt.

Plus—Minus

123456789
Fingerhut.

Kreuzwort-Rätsel

Waagrecht: 1. Liebesgott, 4. Stadt in Westfalen, 8. alkoholisches Getränk, 9. Tierwohnung, 10. Haustier, 12. besitzanzeigendes Fürwort, 13. Erfinder des Dynamits, 15. Singvogel, 18. männlicher Vorname, 20. Sowiele wie „gleich“, 22. Ausstank, 23. Zahl, 24. Planet, 25. Körperteile.

Senkrecht: 1. Kriegsgott, 2. Obstbrot, 3. Vorbedeutung, 5. biblischer Männername, 6. Monatsname, 7. Gesichtsteil, 11. wetterfester Stoff, 12. Verkaufsausstellung, 14. Weinstock, 15. Verbrechen, 16. Nebenfluß der Elbe, 17. Märchenwesen, 19. gekocht, 21. Bergwiese.

Was fehlt?

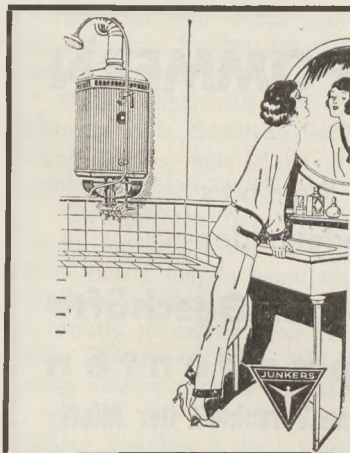
H . . . e — Stadt an der Saale, . . ber — Holzgefäß,
L i . . e — Verzeichnis, R . . n — Hebewerkzeug, A . . e —
Säugetier, E . . r — Stadt in Böhmen, E . . e — Baum,
R . . e — Gefäß, Ra . . e — Säugetier, F . . . e —
Körperteil, Ca . . . — Insel bei Neapel, A . . s . . —
Furcht, We . . l — Name der Palmzweige, Se . . e —
Europäer, L . . e — Theaterabteil, L . . a — Fluß in
Sibirien.

An Stelle der Punkte sollen die fehlenden Buchstaben eingesetzt werden, so daß Wörter der angegebenen Bedeutung entstehen. Die eingesetzten Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Zitat aus „Wilhelm Tell“.

Gleichklang.

Zwar trittst du mich, kommst du des Wegs einher,
doch hat der Kaufmann mich, so schmunzelt er.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 51, III, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, Berlin; ständiger Stellvertreter: Odo Ritter, Stettin, zugleich verantwortlich für Kulturelles, Unterhaltung und Buchbesprechungen; verantwortlich für Wirtschaft und „Blick in den Osten“: Walter Treichel, Stettin; verantwortlich für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, Stettin - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 11—12 Uhr - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Rücksendung nur gegen Rückporto.
DA. IV. Vj. 7500. Druck F. Hessenland G. m. b. H., Stettin.
Z. Zt. ist Anzeigenpreisliste Nr. 4 gültig.



Nur 10 Pfennig kostet das Gas

für die Warmwasserversorgung im Haushalt gemäß Sondervereinbarung. Für ein Vollbad brauchen Sie 1 1/2 cbm Gas; ein Vollbad kostet demnach **nur 15 Pfennig**; ein Brausebad nur **3-4 Pfennig**. Gasgerät spendet sofort Heißwasser quellfrisch aus der Wasserleitung. Sie können Tag und Nacht beliebig viel Bäder ohne Unterbrechung hintereinander nehmen. ● Kein Rauch, kein Ruß, kein Asche-transport. ● Der kleine Wand-Gasheizofen erwärmt das Zimmer während des Wassereinflaßs.

Gasbadeofen nur 3,95 RM.

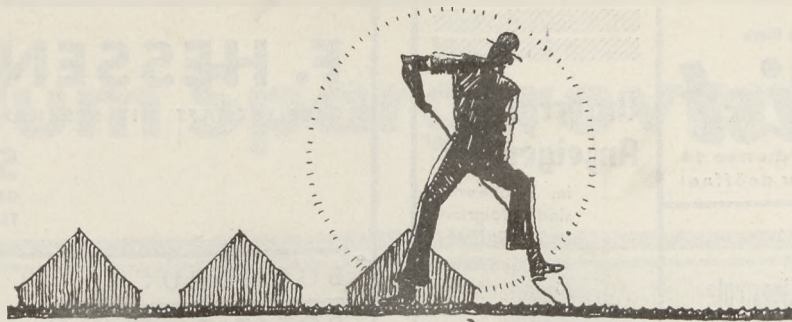
Gasheizquelle für die Küche nur 2,15 RM.

Schon nach 36 Monatsraten sind die Gegenstände Ihr Eigentum.

Wir beraten Sie kostenlos und dienen Ihnen jederzeit unentgeltlich mit ausführlichen Voranschlägen für fix und fertige Gasanlagen.

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Stettin, Kleine Domstr. 20, Tel. 31909; Gr. Wollweberstr. 60/61, Tel. 30788; Jasenitzer Str. 3, Tel. 20797; Altdamm, Gollnow Str. 195, Tel. Altdamm 657; Finkenwalde, Adolf-Hitler-Str. 80, Tel. Altdamm 270; Greifenhagen, Fischerstr. 33, Tel. Greifenh. 416; Stolzenhagen, Hermann-Göring-Str. 44, Tel. Stolzenh. 49.



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Organe der staatlichen Wohnungspolitik. Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, den deutschen Volksgenossen wieder mit der Scholle zu verbinden durch Schaffung von Eigenheimen, Nebenberufssiedlungen und Wirtschaftsheimstätten. Sie stellt ihm hierfür ihre über ein Jahrzehnt reichende Erfahrung und finanzielle Hilfe zur Verfügung.

Der einzelne Siedlungswillige ebenso wie die Gemeinden und die Gemeindeverbände wenden sich daher mit ihren Bauabsichten und Siedlungsplänen an die

POMMERSCHE HEIMSTÄTTE G. M. B. H.
PROVINZIELLE WOHNUNGS- UND KLEINSIEDLUNGSTREUHANDSTELLE

in Stettin
Händelstraße 17

in Köslin
Danziger Straße 55

in Stralsund
Badenstraße 8

ERZIEHUNG UND UNTERRICHT

**Pflegt deutsche
Hausmusik!**

56pr. Klavierlehrerin
erteilt Unterricht auß. d. Hause
Charlotte Erfurth, Stettin
Adolf-Hitler-Platz 1, I. r. (Rindt)

Klavierunterricht
Edda van Hoof
staatlich anerkannte Musikpädagogin
Stettin, Bugenhagenstraße 6, I.

Klavierunterricht
Gertrud Lange
staatlich anerkannt
Stettin, Gabelsbergerstr. 2 III

Erich Mundt, Musiklehrer
Stettin, Nemitzer Straße 9
Unterricht:
Violine, Bratsche, Kammermusik
Theorie

Gertrud Pergande
staatl. anerkannte Klavierlehrerin
Stettin
Torneyer Straße 4

Klavierunterricht
M. Walter
Stettin, Kohlmarkt 6, Tel. 26826

**Städtische Realschule
Wollin i. Pom.**

Öffentliche höhere Lehranstalt
für Knaben u. Mädchen, Klassen
VI bis U II, Reife für O II einer
Oberrealschule.

Kleine Klassen, daher indivi-
duelle Behandlung und Förde-
rung. Neue Leitung. Für körper-
lich geschwächte Stadtkinder
sehr geeignet, da landschaftlich
schöne Gegend (Gelegenheit zu
Wasser- und Wintersport).

Für **auswärtige** Schüler wird
kein erhöhtes Schulgeld er-
hoben. Unterbringung in guten
Pensionen. Beaufsichtigung der
Schularbeiten.

Anmeldungen für das neue
Schuljahr nimmt der Studien-
direktor entgegen.

**Der Bürgermeister
der Stadt Wollin.**

Rhöndorf/Rh. (Siebengebirge)
Töchterheim „Haus Henriette“.
Ausbildung für Haus u. Leben.
Mäßige Preise

**Marburg, Töchterheim
Frau Dir. Weber**
Erstkl. Ausb. Hsw., Ges. Sport
Vornehmes Eigenheim

Pädagogium Dr. Reusse, Köslin

Moderne Gebäude in herrlicher Waldlage, dicht am
Gollenberg, Nähe Ostsee. Innerhalb ca. 2 Jahren
bestanden über 40 Schüler staatliche Prüfungen.

Schulgeld 20,—, Pension 60,— RM.
Alles Nähere im schön bebilderten Prospekt.

Erziehung zur deutschen Hausfrau und Mutter

in den **allbekanntesten Töchterheimen und Heim-
frauen-schulen der Mathilde-Zimmer-Stiftung**

Praktische Lebensschulung und allgemeine Grund-
lage für die eigentlichen Frauenberufe. Vorkriegs-
preise. Frauenober-schule und Sonderkurse für
Abiturientinnen. Bisher über 13 000 Schülerinnen.
- Nähere Auskunft durch die Leitung -
Berlin-Zehlendorf, Königstraße 19

Die städtisch-staatliche

Handwerkerschule Stettin

(Kunstgewerbeschule) vermittelt als **Meisterschule des pom-
merschen Kunsthandwerks** technische, geschmackliche und
künstlerische Weiterbildung auf handwerklicher Grundlage.

Unterstufe: Meisterschule. **Oberstufe:** Künstlerische Entwurfs-
klassen. **Abteilungen:** Tischlerei und Innenausbau. — Stein-
bildhauerei, Bau- und Gefäßkeramik. — Dekorationsmalerei.
Gebrauchsgraphik u. Werbekunst. — Textil u. Mode (a. Hand-
weberei, b. Damenschneiderei u. Kostümentwurf).

Staatl. Abschlußprüfungen. Schülerheim. Semesterbeginn 2. Mai
Prospekt u. Auskunft durch das Sekretariat, Grünhofer Marktplatz 3

Klage nie über Mißgeschick
ein Los von Geist bringt oft das Glück

Geist

Stettin, Grüne Schanze 14
Durchgehend bis 7 Uhr geöffnet

Staatlich anerk. Massageschule
Dr. med. **Rohrbach**
Kassel - Wilhelmshöhe
Prospekt — Rückporto

Unterrichts- Anzeigen

im „Bollwerk“
sind erfolgreich
und billig!

Anzeigenschluß
für die nächste
Ausgabe ist am
22. März 1935

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI
ROTATIONSDRUCK
STEIN- U. OFFSETDRUCK
GROSSBUCHBINDEREI
LINIIERANSTALT



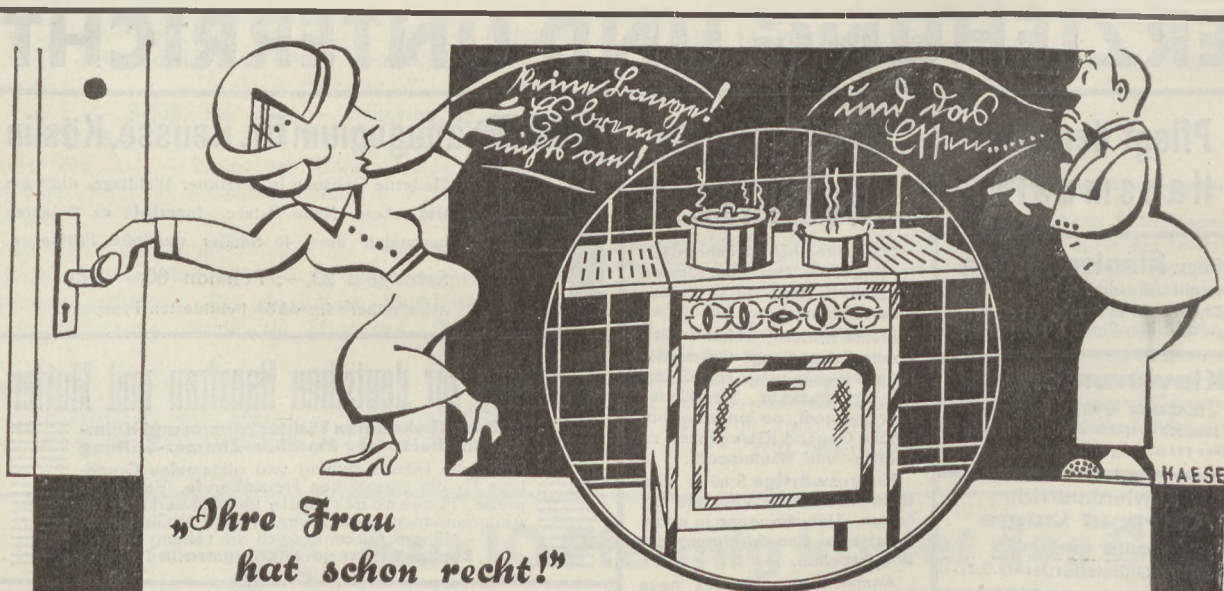
HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN

Verlangen Sie bitte überall

in Gaststätten und
bei Zeitungshändlern

die Pommersche Zeitung

Sie helfen dadurch
mit, die Zeitung, die
gewiß auch Ihren Inter-
essen oft dient, noch
weiter zu verbreiten.



„Ihre Frau
hat schon recht!“

Sie kann ihre Besorgung inzwischen ruhig erledigen. Sie kocht ja auf einem elektrischen Herd. Und da braucht sie nicht immer dabeizustehen und Angst zu haben, daß etwas anbrennt oder überkocht.

Ist diese Sorglosigkeit nicht ein sehr schätzenswerter Vorzug der elektrischen Küche?

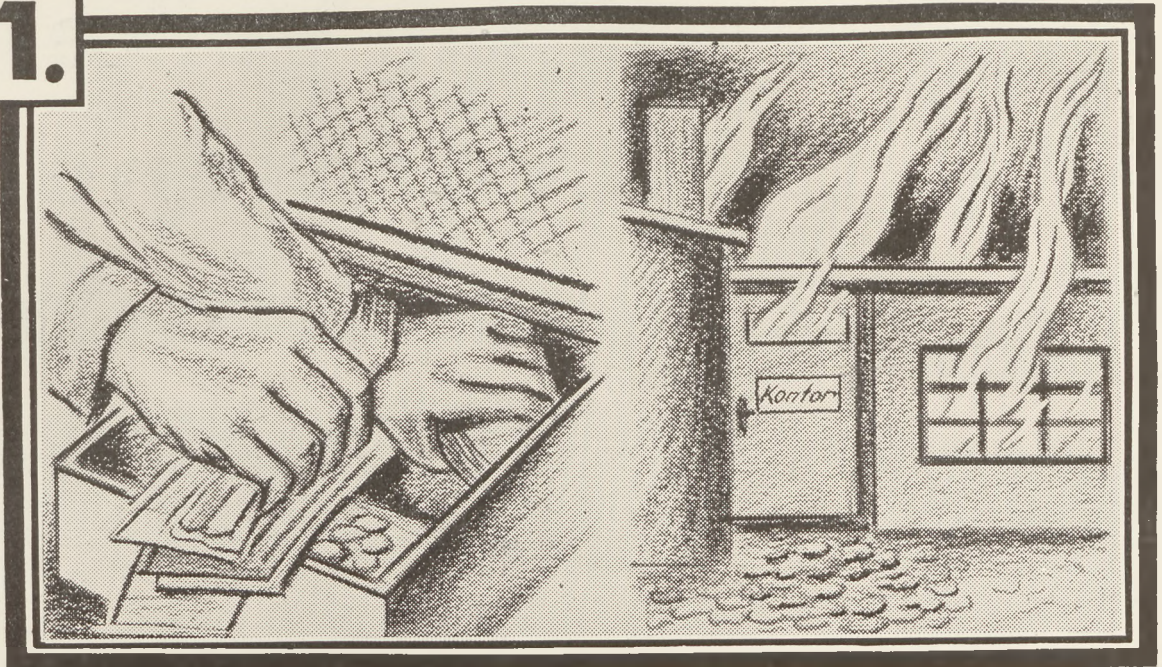
Ihr **Elektro-Installateur** oder die

Elektroschau, Schulzenstr. 21, Hof I

werden Ihnen gern Näheres darüber sagen.

Warum Spargiroverkehr?

1.



**Keine Verluste durch Diebstahl,
Veruntreuungen, Feuer usw.**

Auskunft erteilen bereitwilligst
alle öffentlichen Sparkassen,
Girozentralen, Landesbanken.



Provinzialbank Pommern

Girozentrale

*

Landesbank

Hauptanstalt:

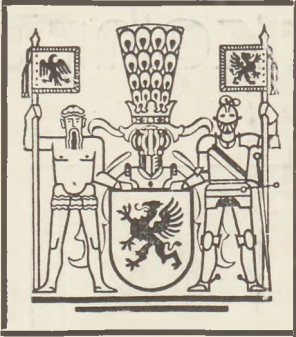
Stettin

Luisenstr. 13

Zweiganstalten:

Stralsund, Alter Markt 4

Stolp i. P., Kaufmannswall 6



**Nicht am Volke
verdienen,
sondern dem
Volke dienen**

wollen die

Pommersche Feuersozietät

Pommersche Provinzial-Lebensversicherungsanstalt

Stettin

• Pölitzer Straße 1

• Fernsprecher Nr. 25441

Gemeinnützige

Feuer-

Einbruchdiebstahl-

Lebens-

Unfall-

Haftpflicht-

Kraftfahrzeug-

Kranken-

Versicherungen

Auskünfte erteilen auch die Kreisversicherungskommissare